

2. Tod und Geld und die Eigendynamik des Materiellen

Copernicus' *Monete cudende ratio* (1525)

Es gibt zwar unzählige Plagen, von denen Königreiche, Fürstentümer und Gemeinwesen immer wieder heimgesucht werden. Doch die schlimmsten sind meiner Meinung nach folgende vier: Krieg, Pest, Hungersnot und Münzentwertung.¹

Mit diesen Worten beginnt Nicolaus Copernicus seine 1525 fertiggestellte Abhandlung zu einer Münzreform für das damalige preußische Währungsgebiet. Diese Auflistung der schlimmsten, das Gemeinwesen bedrohenden Katastrophenereignisse erscheint als eine eher eigentümliche Modifikation der vier apokalyptischen Plagen, wie sie die Offenbarung des Johannes schildert (Offb 6,1-8) und die geläufig

1 Nicolaus Copernicus, *Die Geldlehre des Nicolaus Copernicus. Texte, Übers., Kommentare*, hg. von Erich Sommerfeld, Vaduz 1978, S. 49; vgl. ebd., S. 48: »Quamquam innumere pestes sunt quibus regna, principatus et respublike decrescere solent, hec amen quattuor (meo iudicio) potissima sunt: discordia, mortalitas, terre sterilitas et monete vilitas.« In dieser Auflistung scheint Copernicus die *mortalitas* schon mit einzuschließen, welche im klassischen Latein die menschliche Vergänglichkeit – also den Tod als solchen – bezeichnet. Insofern sich Copernicus an dieser Stelle jedoch explizit auf das *Gemeinwesen* bedrohende, zudem rekurrierend auftretende »Plagen« bezieht, ist die Übersetzung mit »Tod« oder »Sterblichkeit« im Sinne einer *conditio humana* an dieser Stelle weniger sinngemäß (auch wenn die Differenzierung zwischen »Krankheit«, »Dahinsiechen« und »Sterben« natürlich unscharf ist). *Mortalitas* bezieht sich hier daher eher auf ein massenhaftes, etwa durch Seuchen ausgelöstes Sterben, dessen destruktiven Folgen für das Gemeinwesen offensichtlich sind. Anderswo wird daher auch übersetzt mit »(abnormal) mortality« (Nicolaus Copernicus, *Complete Works*, hg. von Paweł Czartoryski, übers. und kommentiert von Edward Rosen und Erna Hilfstein, 4 Bde., Warschau/Krakau 1972–1992; hier: Bd. 3, S. 176). Die maßgebliche Copernicus-Gesamtausgabe gibt in ihrem Abdruck der ökonomischen Schriften des Copernicus jene Plagen in generell sehr literalen Duktus wieder als »Zwietracht, Sterblichkeit, Mißwachs und Münzentwertung« (Nicolaus Copernicus, *Gesamtausgabe*, hg. von Heribert M. Nobis, 9 Bde., Berlin 1974–2020; Bd. 5, S. 109–168; hier: S. 158). Im Sinne eines eindrücklichen rhetorischen Einstiegs und der offenkundigen Anspielung auf die Johannesapokalypse aber erscheint dies wenig angemessen. Allgemein zum Kontext der Schrift vgl. das Folgende sowie Copernicus, *Complete Works*, Bd. 3, S. 169–174, vgl. John Freely, *Celestial Revolutionary. Copernicus, the Man and His Universe*, New York 2014, S. 88.

als Krieg, Pest, Hungersnot und Tod wiedergegeben sind. Warum greift Copernicus auf dieses apokalyptische Bild zurück? Und warum, so ist angesichts des schlichten Ersetzens des Todes durch die ungleich banaler anmutende Münzentwertung zu fragen, setzt er das Geld – das Geld im Verfall – an die Stelle des Todes?

Geboren in der Hansestadt Thorn/Toruń², die nach dem erfolgreichen, mit Hilfe der polnischen Krone geführten Sezessionskrieg westpreußischer Städte gegen den Deutschordensstaat (1454–1466) zum ›königlichen Preußen‹ gehörte, hatte Copernicus nach seinen Studienaufenthalten in Italien Ende 1503 seine Stellung als Domherr in Frauenburg/Frombork bezogen. Diese Stadt, in der er auch seine bedeutenden astronomischen Beobachtungen machte, bildete das geistig-religiöse Zentrum des Ermlandes/Warmia. Letzteres unterstand keinem anderen als Copernicus' Onkel, dem Fürstbischof Lukas Watzenrode (dem er auch Ausbildung und Stellung verdankte), und war ebenfalls aus dem Gebiet des Deutschordensstaates herausgelöst worden. Alle drei Gebiete – der Staat des Deutschen Ordens, das ›königliche‹ Westpreußen und das Ermland – unterstanden polnischer Oberhoheit, wobei das Ermland weitgehend autonom geführt wurde. Geografisch grenzte es an beide Nachbarn, war jedoch, wie ein zur Ostsee hin ausgerichteter Keil gelegen, fast vollständig vom Ordensgebiet umschlossen, was es in den weiteren politischen und militärischen Auseinandersetzungen zwischen dem Königreich Polen und dem Ordensstaat in eine äußerst prekäre Lage brachte. Alle drei Gebiete blieben mannigfach verflochten und bildeten vor allem eine Währungsunion, wobei allein das Ermland kein Münzrecht besaß.³

Schon seit Mitte des 15. Jahrhunderts⁴ fanden sich nun Münzen im Umlauf, welche mit dem vormals festgelegten Münzfuß – der vorgeschriebenen materialen Zusammensetzung der Geldstücke – zwar nominell identisch waren, aber einen im Vergleich geringeren Edelmetallgehalt aufwiesen. Aufgrund des nominell identischen Wertes verdrängten diese neu geschlagenen die bisherigen Münzen, welche nun mutmaßlich bevorzugt für den sich am Wert des Münzmaterials orientierenden Außenhandel verwendet, gehortet oder eingeschmolzen wurden – eine Dynamik, die, in der vom englischen Bankier Thomas Gresham (1519–1579) geprägten Wendung ›bad money drives out good‹, als greshamsches Gesetz bekannt ist. Die Folge dieser über mehrere Jahre wiederholten, maßgeblich vom Ordensstaat betriebenen ›Münzverschlechterung‹ war nicht nur ein gewaltiger Preisanstieg

2 Bei den Folgenennungen von Städten und Gebieten wird aus Gründen der besseren Lesbarkeit auf die Nennung beider, also deutscher *und* polnischer Bezeichnungen verzichtet, ohne dass einer der beiden historische Präferenz zugesprochen werden soll.

3 Bereits 1457 hatten die Hansestädte Elbing/Elbląg, Danzig/Gdańsk und Thorn von der polnischen Krone das Recht eigenen Münzschlags zugesprochen bekommen und auch im Ordensland wurden die in allen ›drei Preußen‹ gültigen Silbermünzen geprägt. Vgl. Copernicus, *Complete Works*, Bd. 3, S. 208, FN 10.

4 Vgl. Copernicus, *Geldlehre*, S. 83ff.

im gesamten Geltungsbereich der Münzen, sondern, durch den kontinuierlichen ›Abfluss‹ von Edelmetall, auch ein nahezu vollständiges zum Erliegen kommen des Außenhandels.⁵ Es ist diese wirtschaftliche Krisensituation, in der der für seine späteren astronomischen Entdeckungen bekannte Domherr von Frauenburg/Frombork seine münztheoretische Abhandlung verfasst.

Copernicus begegnet dem Problem der Münzverschlechterung vermutlich bereits 1504, also kurz nach seiner Rückkehr, als er seinen Onkel auf den Ständetag von Elbing/Elbląg begleitet, wo das Verschwinden hochwertiger Münzen aus dem Umlauf bereits diskutiert worden war. Allerdings lernt er die Situation zweifellos auch aus eigener Anschauung kennen, und zwar im Zuge seiner Pflichten als Verwalter der dem Domkapitel zugehörigen Güter; ein Posten, den er seit Anfang November 1516 innehatte. In den folgenden Jahren entwickelt er eine detaillierte Analyse mit konkreten Vorschlägen zur Stabilisierung des Münzwerts. Seine diesbezügliche Schrift wird später der westpreußischen Ständeversammlung sowie dem polnischen König Sigismund I. (1447–1548) vorgelegt, erfährt aufgrund politischer Verwerfungen allerdings keine greifbare Umsetzung.⁶

Bei der Gleichsetzung der Münzentwertung mit dem apokalyptischen Tode handelt es sich freilich um eine rhetorische Strategie. Den Adressierten (zu denen auch die vom Schlagen ›billigerer‹ Münzen Profitierenden gehören) soll damit ganz offensichtlich die Dringlichkeit der Problematik nahegebracht werden. Zum Ausdruck kommt, dass es sich bei den wiederholten Münzentwertungen, und der damit einhergehenden, fortlaufenden Destabilisierung des Geldwerts um eine Katastrophe handelt – und zwar um eine umfassende Katastrophe, welche in einer mehr und mehr vom Geld- und Münzverkehr abhängigen Wirtschaft sämtliche Berufsfelder und Bevölkerungsschichten betrifft, und somit gleichsam apokalyptische Ausmaße erreicht.

Über diesen rhetorischen Kniff hinaus erschließt jene Äußerung des Copernicus allerdings auch eine bestechende Analogie zwischen der Darstellung des Todes und der Wahrnehmung zeitgenössischer Gelddynamiken. Denn bei der Münzverschlechterung handelt es sich um ein sich der Kontrolle menschlicher Subjekte entziehendes plötzliches Dahinsiechen des an die Materialität der Münze gekoppelten

5 Vgl. allgemein dazu Noel Sullivan, »Gresham's Law, Fact or Falsehood?«, in: *Student Economic Review* 19 (2005), S. 17–25; S. 18f; vgl. auch Peter Spufford, »Münzverschlechterung und Inflation im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Europa«, in: *Geldumlauf, Währungssysteme und Zahlungsverkehr in Nordwesteuropa 1300–1800. Beiträge zur Geldgeschichte der späten Hansezeit*, hg. von Michael North, Köln u.a. 1989, S. 109–126; hier: S. 109–113. Wie im Verlauf dieses Kapitels zu reflektieren sein wird, benennt Copernicus die entsprechenden Mechanismen freilich früher und ausführlicher als Gresham.

6 Vgl. Copernicus, *Geldlehre*, S. 12; Copernicus, *Complete Works*, Bd. 3, S. 169–171; Freely, *Celestial Revolutionary*, S. 88f.

Geldwerts.⁷ Demgegenüber ist es natürlich gerade der Tod, der in dieser Zeit im körperlichen Verfall figuriert. So erscheint er in Albrecht Dürers bekannter und damals sehr populären Darstellung der apokalyptischen Reiter als hinfälliger Greis,⁸ oder eben gleich als der Verwesung ausgesetzter Leichnam, als der er eben am prominentesten in den Totentänzen firmiert.

Das umlaufende Münzgeld und die tanzenden Toten zeichnen sich aber nicht nur durch die Gemeinsamkeit »dynamischen Dahinsiechens« aus. Sie verweisen auf eine ihnen gemeinsame Problematik, nämlich auf die der ihnen eigenen, heiklen Verhältnisbestimmung von Materiellem und Immateriellem. Während etwa die Bestimmung des Geldwerts sich zeitgenössisch sowohl über die Materialität des Geldobjekts als auch über die politische Setzung des Souveräns bestimmt (woraus die mit der Praxis der Münzveränderungen verbundenen wirtschaftlichen Verwerfungen resultieren), machen die Totentänze das problematische Verhältnis irdischer Körperlichkeit bzw. Materialität zur Sphäre des ewig-Göttlichen zum Thema. In beiden Fällen kommt der Widerspenstigkeit, ja Eigendynamik des Materiellen, das sich übergeordneter Kontrolle entzieht, eine ebenso zentrale wie problematische Rolle zu.

Ausgehend von dieser Beobachtung wird im Folgenden der Frage nachgegangen, welche Rolle diese Parallelen in der mutmaßlichen zeitgenössischen Wahrnehmung spielen und wie sie hinsichtlich der eigentümlichen Anspielung des Copernicus auf den apokalyptischen Tod zu bewerten ist. Entwickelt wird diese Diskussion am Beispiel des diskursiv wirkmächtigen Totentanzes von Reval (Tallinn, ca. 1493) und den oben genannten Überlegungen des Copernicus.

Die Forschungsliteratur zu Copernicus ist freilich extensiv. Sämtliche der ihm zugeschriebenen Schriften liegen ediert vor.⁹ Bis heute sind zahlreiche Studien zu seiner Forschung und Person sowie zur kultur- und insbesondere wissenschaftsgeschichtlichen Bedeutung derselben erschienen, die freilich seine astronomischen

7 Wenn hier gesagt wird, dass sich die Münzverschlechterung der Kontrolle menschlicher Subjekte entzieht, so soll damit nicht die Rolle derjenigen heruntergespielt werden, welche die metallisch »unterwertigen« Münzen in Umlauf bringen. Vielmehr zielt diese Bemerkung auf die Unkontrollierbarkeit der davon ausgelösten Dynamiken. Auch die Verursachenden sind natürlich von den negativen Auswirkungen der resultierenden gesamtwirtschaftlichen Krise betroffen.

8 Vgl. die Abbildungen in Albrecht Dürer, *Die heimlich offenbarung iohannis/Apocalipsis cum figuris* Nürnberg 1498.

9 Vgl. die eingangs des Kapitels gelisteten Editionen. Im Folgenden wird sich auf die in der Forschung maßgebliche Ausgabe Copernicus, *Gesamtausgabe* bezogen, insbesondere auf Band 5 [1999]. Die in diesem Band versammelten Primärtexte werden im Fließtext mit Sigel (CG) und Seitenangabe zitiert.

Beobachtungen und Schlussfolgerungen fokussieren.¹⁰ Auch wenn seine geldtheoretischen Schriften weitaus weniger Beachtung gefunden haben, so wurden doch auch sie mehrfach kommentiert. Immer wieder wurde dabei ein zur ›copernikanischen Wende‹ der Astronomie analoges Moment zu identifizieren gesucht, und zwar sowohl das analytisch-argumentative Vorgehen als auch die geldtheoriegeschichtliche Bedeutung des Werks betreffend. Die Innovativität der Schrift ist bis heute umstritten. Zu dem in dieser Arbeit zentral behandelten Metapherngebrauch im Münztraktat und die dortige Rekursion auf das Todes- und Totenmotiv liegen allerdings keine Studien vor.¹¹

Im Folgenden soll zunächst gezeigt werden, wie der Totentanz von Reval ein für das späte Mittelalter charakteristisches Materieverständnis inkorporiert und sich dabei durch eine bemerkenswerte Zurschaustellung des Verhältnisses einer als wesshaft wandelbar und vergänglich begriffenen Materie zur maßgeblich neoplatonisch inspirierten, als ›Formenwelt‹ gedachten Sphäre des ewig-Göttlichen auszeichnet. Dabei wird das ›materielle Prinzip‹ einer unkontrollierbaren und latent bedrohlichen Eigendynamik basaler Materialität konstatiert; ein Prinzip, das der Totentanz, in der Revaler Ausführung gleichsam verkörpert.

Anschließend soll deutlich gemacht werden, dass die Reflexion des problematischen Verhältnisses von Materie und Form ihre Entsprechung im Widerstreit geldwerttheoretischer Positionen hat, welche den Wert eines Geldstücks im Münzmaterial (›metallistische Position‹) verorten bzw. durch den Akt der Prägung (›nomina-

¹⁰ Zur Diskussion der historischen Bedeutung des Copernicus vgl. v.a. Hans Blumenberg, *Die Genesis der kopernikanischen Welt*, Frankfurt a.M. 1981 sowie Edward Rosen, »The Impact of Copernicus on Man's Conception of His Place in the World«, in: *Science and Society. Past, Presence and Future*, hg. von Nicholas H. Steneck, Ann Arbor MI 1975, S. 52–72 und Hans Blumenberg, *Kopernikus im Selbstverständnis der Neuzeit*, Mainz/Wiesbaden 1965. Zu Person, Leben und Wirken allgemein vgl. etwa Freely, *Celestial Revolutionary*; Jürgen Hamel, *Nicolaus Copernicus. Leben, Werk, Wirkung*, Heidelberg u.a. 1994; Angus Armitage, *Sun, stand thou still. The Life and Works of Copernicus, the Astronomer*, New York 1947. Zu seinem akademischen Werdegang vgl. insbesondere André Goddu, *Copernicus and the Aristotelian Tradition. Education, Reading, and Philosophy in Copernicus's Path to Heliocentrism*, Leiden/Boston 2010; Paul W. Knoll, »The World of the Young Copernicus. Society, Science, and the University«, in: *Science and Society. Past, Presence and Future*, hg. von Nicholas H. Steneck, Ann Arbor MI 1975, S. 19–51.

¹¹ Vgl. die Kommentare in: Copernicus, *Geldlehre*, S. 69–94; in Copernicus, *Complete Works*, v.a. S. 169–208 sowie natürlich in Copernicus, *Gesamtausgabe*, Bd. 5, S. 109–168. Zur Originalität der Schrift vgl. ebd., S. 113 sowie die folgende Diskussion. Weitere Auseinandersetzungen mit Copernicus' Geldlehre finden sich in William Van Lear und Gerald Malsbary, »Copernicus and the Quantity Theory of Money«, in: *History of Economic Thought and Policy* 4.2 (2015), S. 5–20; Oliver Volckart, »Early Beginnings of the Quantity Theory of Money and Their Context in Polish and Prussian Monetary Policies, c. 1520–1550«, in: *The Economic History Review* 1997/3, S. 430–449; K. Bieda, »Copernicus as an Economist«, in: *The Economic Record* 49/125 (1973), S. 89–103, auf die gleichfalls zurückzukommen sein wird.

listische Position) als vermittelt ansehen. Dabei werden sich nicht nur strukturelle Homologien zwischen Münzgeld und Metaphysik sichtbar, sondern auch, wie diese verschiedentlich zur Explikation theologischer Positionen, ebenso wie zur Rechtfertigung hoheitlicher Verfügungsgewalt über die Münze im Sinne der geldwerttheoretisch nominalistischer Positionen verwendet werden – eine Position, in welcher die Materialität der Münze in vergleichbarer Weise marginalisiert wird wie die Materie in der zeitgenössischen Metaphysik.

Auf diese Weise kontextualisiert, wird endlich auf den preußischen ›Münzverfall‹ einzugehen sein. Es soll argumentiert werden, dass die Materialität der Münze darin, in Analogie zum Materiellen, wie es in der Motivik des obigen Totentanzes zur Darstellung kommt, ihrer durch die ›Prägeform‹ vermittelte Wertbestimmung gegenüber als gleichsam widerständiger und problematischer Irritationsfaktor auftritt, welcher den geordneten Fortgang der Geldwirtschaft stört. Angesichts dieser strukturellen Parallelen soll diskutiert werden, inwiefern die aus den Fugen geratene preußische Geldwirtschaft auch in der zeitgenössischen Wahrnehmung mit der Motivik des oben vorgestellten Totentanzes in Verbindung zu bringen ist. Dabei wird klar werden, dass es absolut plausibel ist, jenen Copernicus' Text durchziehenden Metapherngebrauch als Anspielung auf die Motivik der Totentänze zu lesen – eine Feststellung, die es zuletzt, gemeinsam mit den festgestellten Querverbindungen unterschiedlicher Diskursfelder, wissenschaftlich einzuordnen gilt.

2.1 Der Totentanz als Verkörperung des ›materiellen Prinzips‹

2.1.1 Der Totentanz von Reval (Tallinn, ca. 1483)

Der Totentanz von Reval (Tallinn), um 1483 von Bernt Notke (1440–1508) gefertigt, gehört zu den bekanntesten und heute meistabgebildeten Varianten des Genres. Es handelt sich um einen sogenannten monumentalen Totentanz, ein mit Textzeilen versehenes, lebensgroßes Wandgemälde. Es ist eine lokalen Gegebenheiten angepasste Replik des ebenfalls von Notke geschaffenen und erst 1944 vollkommen zerstörten Lübecker Totentanzes (ca. 1463), welchem er in Aufbau, Komposition und zahlreichen Details gleicht. Gemeinsam mit diesem seinem »Schwesterstück«¹²

¹² Hildegard Vogeler, »Zum Gemälde des Lübecker und des Revaler Totentanzes«, in: *Der Totentanz der Marienkirche in Lübeck und der Nikolaikirche in Reval (Tallinn). Edition, Kommentar, Interpretation, Rezeption*, hg. von Hartmut Freytag, Köln u.a. 1993, S. 73–108; S. 86. Zur allgemeinen Verhältnisbestimmung zwischen dem Lübecker und dem Revaler Totentanz vgl. ebd., S. 86–90; S. 93ff. Zur wesentlichen Übereinstimmung der Texte beider Versionen vgl. Robert Damme, »Zur Sprache des Lübeck-Revaler Totentanzes«, in: *Der Totentanz der Marienkirche in Lübeck und der Nikolaikirche in Reval (Tallinn). Edition, Kommentar, Interpretation, Rezeption*, hg. von Hartmut Freytag, Köln u.a. 1993, S. 59–72; hier: S. 59f.

stellt er ein bemerkenswertes Dokument der makabren Kunst im Hanseraum dar, das seine heutige Prominenz zum einen der Tatsache verdankt, dass es sich um eine der wenigen, bis heute zumindest fragmentarisch erhaltenen monumentalen Totentanzdarstellungen handelt, der überregionale Bedeutung und Rezeption zugeschrieben werden kann. Zum anderen ist es die seit seiner Restaurierung Mitte der 60er Jahre wieder erkennbare, farbenprächtige und detailreiche Ausführung der Figuren, die immer wieder als besonders eindrücklich hervorgehoben wird und dem Totentanz von Reval bis heute gesteigerte Aufmerksamkeit sichert.¹³

Angebracht war das Wandgemälde mutmaßlich an dem Ort, an dem es auch heute wieder besichtigt werden kann, nämlich in der Südkapelle der Nikolaikirche (*Niguliste Kirk*) im heutigen Tallinn.¹⁴ Mit 13 erhaltenen Figuren – Fotografien des Lübecker Totentanzes lassen auf ursprünglich 49 schließen – scheint knapp das erste Viertel des Bildwerkes erhalten. Es sind dies eine Predigerfigur, welche die Darstellungen wie üblich einleitend kommentiert, eine auf einer Art Dudelsack musizierende Totengestalt und anschließend, im Wechsel mit weiteren betont bewegten Toten, Papst, Kaiser, Kaiserin, Kardinal, König. Insgesamt misst das Fragment ca. 1,6 x 7,5 Meter.

Allgemein zum Revaler Totentanz vgl. auch die anderen Beiträge in Hartmut Freytag (Hg.), *Der Totentanz der Marienkirche in Lübeck und der Nikolaikirche in Reval (Tallinn). Edition, Kommentar, Interpretation, Rezeption*, Köln u.a. 1993. sowie Kerstin Petermann, *Bernt Notke. Arbeitsweise und Werkstattorganisation im späten Mittelalter*, Berlin 2000; Gertsman, *Dance of Death*, S. 101–124. Im Folgenden wird zurückgegriffen auf die Texteditionen in Hartmut Freytag, »Der Lübeck-Revaler Totentanz. Text und Kommentar«, in: *Der Totentanz der Marienkirche in Lübeck und der Nikolaikirche in Reval (Tallinn). Edition, Kommentar, Interpretation, Rezeption*, hg. von dems., Köln u.a. 1993, S. 127–344; hier: S. 131–200.

¹³ Vgl. Gisela Jaacks, »Die Kleidung im Lübecker und Revaler Totentanz«, in: *Der Totentanz der Marienkirche in Lübeck und der Nikolaikirche in Reval (Tallinn). Edition, Kommentar, Interpretation, Rezeption*, hg. von Hartmut Freytag, Köln u.a. 1993, S. 109–126, S. 109–126. Ferner gilt auch der Hintergrund mit seiner hansischen Stadtkulisse als beachtenswert, vgl. Vogeler, »Zum Gemälde«, S. 95–101; vgl. Petermann, *Bernt Notke*, S. 26f.

¹⁴ Vgl. hierzu wie zum Folgenden ebd., S. 26f; Gertsman, *Dance of Death*, S. 103.

Abb. 2: Bernt Notke, Totentanz von Reval (Tallin). Detail: Kaiser und Kaiserin mit Totengestalten vor generischer (Hanse-)Stadtkulisse, ca. 1483, ca. 1,6 x 7,5m.



Nikolaikirche, Tallinn (Fotografie: PL).

Auffallend und oft besonders hervorgehoben ist die starke Kontrastierung der Ständevertreter:innen und der sie begleitenden Totengestalten. Erstere sind – wie am Beispiel von Kaiser und Kaiserin deutlich zu erkennen – mit ihren standesgemäßen Trachten und Attributen sehr detailreich gestaltet (vgl. Abb. 2). Dabei sind sie in ihren Blicken, ihrer Haltung und ihrem gesamten Bewegungsmoment von bemerkenswerter Statik, die gleichermaßen Würde wie eine hilflose Passivität auszustrahlen scheint.¹⁵ Im Vergleich dazu agieren die Totengestalten ausladend und ausgreifend, winden und drehen sich vergleichsweise ausgelassen. Während ihre Tanzpartner:innen also bestenfalls einem mäßig dynamischen, höfischen Schreitanz zu folgen scheinen, veranstalten die Toten mit ihren bewegten Gliedmaßen und hochgeworfenen Schädeln einen im Verhältnis dazu rhythmischen, wenn nicht geradezu stürmischen Reigentanz. Sie selbst sind dargestellt als mit Leichentüchern behangene, halb-mumifizierte Kadaver: mit überdeutlich hervortretenden Knochen, straff darüber gespannter Haut, nahezu skelettiertem Schädel, einer für den Verwesungsprozess spezifischen Verfärbung sowie deutlich sichtbarem

¹⁵ Vgl. Hartmut Freytag, »Literatur- und kulturhistorische Anmerkungen und Untersuchungen zum Lübecker und Revaler Totentanz«, in: *Der Totentanz der Marienkirche in Lübeck und der Nikolaikirche in Reval (Tallinn). Edition, Kommentar, Interpretation, Rezeption*, hg. dems., Köln u.a. 1993, S. 13–58; hier: S. 37.

›Bauchschnitt‹ – einer in der Mumifizierung üblichen Praxis zur Entnahme der inneren Organe.¹⁶ Die Totengestalten befinden sich offenbar in einem (wenn auch behelfsmäßig arretierten) Zersetzungsprozess, in dem ihnen ihr Verfall deutlich anzusehen ist.

Diese Gegenüberstellung von Lebenden und Toten gehört zu den zentralen Charakteristika von Totentänzen.¹⁷ Sie zielt dabei, wie ebenso oft wie richtig bemerkt wird, auf die Selbsterkenntnis der Betrachtenden: Ebenso wie die abgebildeten Ständevertreter:innen sich selbst in den Totengestalten erkennen und damit ihres eigenen, unabwendbaren Todes gewahr werden, so sollen auch die Rezipierenden ihre Identität mit den Abgebildeten – den (noch) Lebenden wie den Toten – erkennen. Im Gegensatz zu anderen Spielarten der makabren Kunst aber handelt es sich hier um mehr als die dort geläufige Abbildung von »deformierten Spiegelbildern«¹⁸. Denn die Kontrastierung von Toten und Lebenden wird hier mit einer Verkehrung der für sie zentralen Attribuierung von tot bzw. lebendig verbunden: Die Toten sind bis ins Groteske verlebt, ihre (noch) lebenden ›Tanzpartner:innen‹ erscheinen starr und vergleichsweise unbelebt.

Wozu dient diese verkehrende Kontrastierung? Zweifellos macht sie einen bedeutenden Teil des ästhetischen Reizes aus; vor allem aber verstärkt sie die Affektivität der Darstellung: Die als aktiv Handelnde auftretenden Toten wirken transgressiver, als es die Abbildung bloßer Leichname je könnte. Sie überschreiten gleichsam jede Grenze zu den Lebenden und reißen sie mit sich in ihren Tanz. Die unvorhergesehene Plötzlichkeit, mit der der Tod eintreten kann (und an welche die Totentänze – siehe Lydgate – in der Regel gemahnen), seine Unausweichlichkeit und die Grausamkeit, die es bedeuten kann, aus dem Leben gerissen zu werden, verbinden sich zu einem latent bedrohlichen Gefühl des Ausgeliefertseins, das in der Gegenüberstellung von aktiven Toten und passiv bis hilflos wirkenden Ständevertreter:innen manifest wird.

Abgesehen von der leichteren, medial bedingten Zugänglichkeit ist diese Eindringlichkeit der bildlichen Darstellung gewiss mit der Grund, dass monumentale Wandgemälde wie dieser Totentanz als prototypische Vertreter für das gesamte, Text, Bild und Aufführungen umfassende Genre angesehen werden. Gerade in dieser Darstellungsweise nun, welche auf die mit dem Tode verbundene Unvorhersehbarkeit, Unkontrollierbarkeit und Bedrohlichkeit abzielt, finden sich tiefgreifende Bezüge zum zeitgenössischen Verständnis und zur Wahrnehmung von Materie, verstanden als Grundstoff der diesseitigen, physisch-materiellen Welt. Es handelt sich dabei um Bezüge, welche von der mit den Totentänzen befassten Forschung weitgehend ignoriert, oder zumindest nur sehr oberflächlich einbezogen werden.

16 Vgl. Hans H. Jansen (Hg.), *Der Tod in Dichtung, Philosophie und Kunst*, Darmstadt 1987, S. 96.

17 Vgl. Kiening, »Ambivalenzen«; ders., *Das andere Selbst*, S. 8.

18 Ebd.

Im Folgenden soll das dem Motiv der tanzenden Toten implizite Materieverständnis vorgestellt und dessen Problematik im zeitgenössischen metaphysischen Denken aufgezeigt werden. Genauer gesagt, geht es darum, dass der Materie eine Eigendynamik zugesprochen wird, welche die angenommene Vorrangstellung ihres konzeptionellen Gegenstücks – der immateriellen ›Form‹ – nachhaltig in Frage stellt. Im Weiteren wird hervorzuheben sein, wie diese Problematik im Genre der Totentänze, jedenfalls soweit es dem hier vorgestellten, keineswegs untypischen Totentanz entspricht, auf zugesetzte Art reflektiert wird und zur Darstellung kommt. Gezeigt werden kann dabei, dass dem Totentanz die Tendenz der Materie, sich jeder vorgefügten Ordnung zu widersetzen, selbst zu eigen ist – er sich also als ebenso unkontrollierbar eigendynamisch erweist, und damit in der Tat als Verkörperung dieses ›materiellen Prinzips‹ betrachtet werden kann.

2.1.2 Die Eigendynamik des Materiellen

Metaphysik und materiale Defizienz

In den vergangenen Jahren haben die Wahrnehmung und das Verständnis von Materialität im Mittelalter und der Frühen Neuzeit besondere Beachtung gefunden. In der Religionsgeschichte etwa hat sich Caroline Walker Bynum mit Forschungen zur zentralen Bedeutung des Verständnisses von Materie und Materialität für die damalige christliche Religiosität hervorgetan. Ihre grundlegende Beobachtung teilt sie mit zahlreichen anderen Mediävist:innen und Kulturhistoriker:innen, nämlich, dass Materie im gesamten geläufigerweise als Mittelalter bezeichneten Zeitraum zuvorderst als wandlungsfähig begriffen und diesbezüglich immer wieder problematisiert wird.¹⁹ So konstatiert Bynum einen »basic dynamism lurking in matter«²⁰, der in der gelehrten Diskussion ebenso aufscheint wie er in volkstümlichen Vorstellungen zum Ausdruck kommt, grundsätzlich auch jenseits dezidiert religiöser Zusammenhänge. Ihr zufolge weist aber gerade die philosophisch-theologische Diskussion Ende des Mittelalters – das heißt im 15. und 16. Jahrhundert – die Tendenz auf »to give the whole material world a labile, dynamic, even animate quality«²¹. Materie wird in dieser Eigendynamik, wie zu zeigen sein wird, auch immer als unkontrollierbar und als zumindest latent bedrohlich begriffen.

Zur Erläuterung ist die besondere Bedeutung jener metaphysischen Entwürfe hervorzuheben, welche unter der Bezeichnung des Hylemorphismus zusammen-

¹⁹ Vgl. etwa Caroline Walker Bynum, *Christian Materiality. An Essay on Religion in Late Medieval Europe*, New York/Cambridge MA 2011; vgl. auch Kellie Robertson, »Medieval Materialism. A Manifesto«, in: *Exemplaria* 22/2 (2010), S. 99–118; vgl. Hania Siebenpfeiffer, »Einführung«, in: *Materie. Grundlagenexte zur Theoriegeschichte*, hg. von Sigrid G. Köhler u.a., Berlin 2013, S. 203–217.

²⁰ Bynum, *Christian Materiality*, S. 239.

²¹ Ebd., S. 237; vgl. ebd., S. 25; S. 217–266.

gefasst werden; also die auf Aristoteles zurückgehenden Vorstellungen von allem konkret-körperlich Existierendem als einer Verbindung von Materie (*hyle*) und Form (*morphe*).²² Obwohl früh kritisiert und überformt, bleibt die Begriffspaarung Materie/Form bis in die Neuzeit hinein eine der bestimmenden naturphilosophischen Denkkategorien, weil sie materiellen Wandel erfolgreich konzeptualisiert. Bestimmend in der philosophischen Tradition des europäischen Mittelalters wird sie in Verbindung mit den neoplatonischen Vorstellungen der Spätantike, wobei sie eine tiefgreifende Hierarchisierung erfährt. Den Formen – weitgehend mit der platonischen Ideenwelt identifiziert – wird alleine ewig-unveränderbare Existenz und damit eigentliche Realität zuerkannt, während Materie als bloße Möglichkeit, als reine Potenz, und damit als an sich gar nicht existent betrachtet wird.²³ In ihrer ontologischen Defizienz wird sie nicht nur als passiv-empfänglich für die Formgebung gedacht, sondern – etwa im einflussreichen monistischen Weltbild Plotins, welches die Sphäre des Ewigen mit dem platonischen ewig Guten, Wahren, Schönen bzw. Göttlichen in eins setzt – zugleich als moralisch minderwertig begriffen. Sie ist *proto-ton kakón*, das »erste Böse«²⁴, das in einem Mangel an Gutem (Ewigem) besteht. Das Böse aber, so Plotins Schrift *Über den Ursprung des Bösen*, verhält sich »(als ein Nicht-seiendes) [...] zum Guten (als einem Seienden) wie Maßlosigkeit zum Maß, Unbegrenztheit zur Grenze, Gestaltlosigkeit zu gestaltender Kraft, Bedürftigkeit, Mangel zu Selbstgenügsamkeit. Das Böse ist ferner schrankenlos allezeit, unbeständig in jeder Beziehung, durch und durch den Affektionen unterworfen, nie zu ersättigen, vollkommen darbend«.²⁵

Die Wandelbarkeit der Form-losen Materie wird so explizit zum Ausweis ihrer ontologisch-moralischen Minderwertigkeit. Obwohl sie im neoplatonischen »Produktionsidealismus«²⁶ eine durchaus konstitutive und notwendige Rolle spielt,

22 Vgl. hierzu wie zum Folgenden: Siebenpfeiffer, »Einführung«, v.a. S. 203ff; Gideon Manning, »Three Biased Reminders about Hylomorphism in Early Modern Science and Philosophy«, in: *Matter and Form in Early Modern Science and Philosophy*, hg. von dems., Leiden u.a. 2012, S. 1–32; hier: S. 21ff; Robertson, »Medieval Materialism«.

23 Obwohl Aristoteles beide als abstrakte Prinzipien entwirft, welche gleichermaßen unvergänglich und an sich auch unveränderbar sind, liegt es nahe, die Form als vorrangig oder auch ›höherwertig‹ zu verstehen, insofern Materie ›nur‹ als die einem konkreten Einzelding zugrunde liegende Möglichkeit konzeptualisiert wird, die sich erst in Verbindung mit einer Form realisiert (vgl. Siebenpfeiffer, »Einführung«).

24 Karin Alt, *Weltflucht und Weltbejahung. Zur Frage des Dualismus bei Plutarch, Numenios, Plotin*, Stuttgart 1993, S. 70; vgl. ebd. sowie Christian Schäfer, *Unde Malum. Die Frage nach dem Woher des Bösen bei Plotin, Augustinus und Dionysius*, Würzburg 2002, S. 105–225.

25 Plotin, Πόθεν τα κακά (I 8 [51]), 3, 15–16; zit. aus: Fritz-Peter Hager, »Die Materie und das Böse im antiken Platonismus«, in: *Die Philosophie des Neuplatonismus*, hg. von Clemens Zintzen, Darmstadt 1977, S. 427–474; hier: S. 446.

26 Jens Halfwassen, »Geleitwort«, in: *Seele und Materie im Neuplatonismus/Soul and matter in neoplatonism*, hg. von Tobias Dangel u.a., Heidelberg 2016, S. 7.

wird sie tendenziell zu einem Prinzip der Unordnung herabgewürdigt. Als formloses Substrat bildet sie zu der ewig geordneten und ordnenden Formenwelt einen ebenso un- wie untergeordneten Widerpart, der sich als Störfaktor aktiv auf die sich ewig selbst genügenden Formen auswirkt. Die Materie »verdirbt und ruiniert die reinen Formen«²⁷, die sich mit ihr verbinden. Das betrifft allen voran die menschliche Seele, die selbst der ewigen Formenwelt zugerechnet wird, und deren Verfehlungen allein auf die Einwirkung der Materie zurückgeführt werden.

Materie wird somit als höchst ambivalent bestimmt: als grundsätzlich passiv-empfänglich, aber stets unbeständig und aktiv ›mitformend‹; als (reine) Möglichkeit den Einzeldingen vorgängig und zugleich den ewigen Formen nachgeordnet; konstitutiv für das materielle Sein, monistisch aus dem Guten heraus gedacht, aber negativ als von diesem ›entfernt‹ konzipiert und gleichsam Grundlage für alles Böse. Es ist das, was, als an sich Form-los, als vollkommener Mangel von Ordnung definiert ist und dennoch die konstitutive Grundlage für deren diesseitige Realisierung darstellt. In ihrer umfassenden Ambivalenz ist Materie nicht nur das Unbestimmte, sondern geradezu das *Unbestimmbare*, wird also auch aus epistemologischer Perspektive als wesentlich defizient gedacht.

Gerade in dieser Unbestimmbarkeit aber gewinnt die Materie angesichts der Vorstellung eines göttlich-geordneten Kosmos wiederum eine prinzipiell anarchische, eben ›böse‹ Qualität. Aufgrund ihrer Widersprüche, allen voran der ihr zugesprochenen, von Plotin so drastisch geschilderten Eigendynamik – welche sie nach seinem strengen Hylemorphismus gar nicht haben dürfte – ist das Wesen der Materie (ebenso wie das des Bösen) als ein ›Unwesen‹ zu begreifen, das selbst über keine sich selbst genügende, ewige Identität und Form verfügt.²⁸

Ins lateinische Mittelalter werden diese Konzeptionen von so einflussreichen Figuren wie Augustinus (354–430), Pseudo-Dionysios Areopagiter (um 500) und auch Boethius (480–524) übermittelt und in christliche Theologien übersetzt bzw. in diese integriert. Insbesondere Augustinus, der die neoplatonische Philosophie schöpfungstheologisch überformt, versteht das Böse (*malum*) zuvorderst als Verderbnis oder Zersetzung (*corruptio*) des Guten bzw. als Störung der göttlichen Schöpfungsordnung.²⁹ Auch wenn er selbst Materie nicht in plotinscher Manier mit dem Bö-

27 Alt, *Weltflucht*, S. 73; vgl. ebd., S. 74f.

28 In der theologischen Diskussion hat sich diese Bestimmung des Bösen weitestgehend gehalten (vgl. Ingolf U. Dalfether, *Malum. Theologische Hermeneutik des Bösen*, Tübingen 2008, S. 78). In der Tat ist gerade das Unbegreifliche und Sinnwidrige als ›das Böse‹ konzeptualisiert worden (vgl. auch Ingolf U. Dalfether, *Das Böse. Essay über die kulturelle Denkform des Unbegreiflichen*, Tübingen 2006 sowie Wilhelm Schmidt-Biggemann, »Vorwort. Über die unfaßliche Evidenz des Bösen«, in: *Das Böse. Eine historische Phänomenologie des Unerklärlichen*, hg. von Carsten Colpe und Wilhelm Schmidt-Biggemann, Frankfurt a.M. 1993, S. 7–12; v.a. S. 9f).

29 Vgl. ebd., S. 221; 225f; vgl. auch Dalfether, *Malum*, S. 155–157. Zur Kritik der Identifikation des Bösen mit der Materie in der christlichen Tradition vgl. ebd., S. 533f. Zur Rezeption und durch-

sen gleichsetzt, so ist es doch bezeichnend, dass sich die augustinische Theologie durch eine ausgeprägte Skepsis gegenüber dem im Materiellen gründenden sinnlich-Körperlichen, oder besser: gegenüber dem diesen inhärenten ›Verführungspotential‹, auszeichnet.³⁰ In jedem Falle bildet die neoplatonische Identifizierung des sich immer im Wandel befindlichen, (zumindest latent) eigendynamischen Materiellen mit dem Bösen eine maßgebliche Grundlage für die nachhaltige Leibfeindlichkeit christlicher Traditionen in den folgenden Jahrhunderten.³¹

Freilich sind die mittelalterlichen Überlegungen zum Materiellen vielfältig und folgen keiner kontinuierlichen oder gar linearen Entwicklung. Einzelne Entwürfe beziehen sich neben Aristoteles in seiner neoplatonischen Rezeption unter anderem auf den demokritschen Atomismus, welcher keine ewigen Formen kennt, sondern alle Veränderung auf die Dynamik kleinster Teilchen in einem Vakuum zurückführt; sowie auf die vor allem seit dem zwölften Jahrhundert rezipierten *Metamorphosen* Ovids, in welchen Materie als wie von selbst in immer neue Formen und Gestalten ausbrechend beschrieben wird. Das Modell des Hylemorphismus ist daher nicht unumstritten bzw. wird keineswegs ohne Widersprüche und Modifikationen tradiert, sondern ist vielmehr Teil bedeutender philosophischer und theologischer Auseinandersetzungen.³² Dennoch muss es als bestimmd bezeichnet werden, denn auch die von seinem kategorialen Schema abweichenden Diskussionsbeiträge »were nearly all framed in terms of matter and form«, so dass »even the most heated disagreements did not fundamentally change the role assigned to matter and form by Aristotle«³³. Darüber hinaus zeichnen sich auch die ›alternativen‹, ohne den

schlagenden Gemeinsamkeiten der Malum-Reflexion bei Plotin, Augustinus und Pseudo-Dionysius vgl. Schäfer, *Unde malum*, S. 194–343; S. 380–472.

- 30 Augustinus ist sich des latenten Widerspruchs bewusst, den die Abwertung alles materiell-Körperlichen zur biblischen Lehre von der rundweg guten Schöpfung Gottes bedeutet. So versteht er den menschlichen Körper als Schöpfung Gottes als an sich gut, zugleich aber ist ihm das darin begründete sinnliche Sein des Menschen Anlass zur Sünde. Letztlich sucht Augustinus diesen Widerspruch durch sein Erbsündenkonzept zu lösen (vgl. Josef Rief, *Der Ordobegriff des jungen Augustinus*, Paderborn 1962, S. 250–257 sowie S. 94–101).
- 31 Dass Materie im Mittelalter eben auch über den Begriff der *corruptio* definiert wird, ist bezeichnend; so zu sehen an Isidor von Sevillas (ca. 560–636) Wissenskompendium *Etymologiae*, eine der maßgeblichen Referenzen für die gelehrte Diskussion der folgenden Jahrhunderte: »Der [materielle] Körper (*corpus*) aber wird so genannt, weil er verdirtbt (*corrumpere*, Part. Perf. Pass.: *corruptus*) und untergeht. Auflösbar nämlich und sterblich ist er, und irgendwann muss er aufgelöst werden [Herv. i. O.]«. (Isidor von Sevilla, *Die Enzyklopädie des Isidor von Sevilla*, hg. von Lenelotte Möller, übers. und Anmerkungen von ders., Wiesbaden 2008, XI, 1, 14, S. 417; vgl. dazu auch Bynum, *Christian Materiality*, S. 232).
- 32 Vgl. ebd., S. 233–239; Robertson, »Medieval Materialism«, S. 102; S. 108–110. Auch der Atomismus wurde maßgeblich über Plotin vermittelt (vgl. Siebenpfeiffer, »Einführung«, S. 205).
- 33 Dieses und das vorige Zitat: Manning, »Biased Reminders«, S. 2. Vgl. Bynum, *Christian Materiality*, S. 230.

Materie/Form-Dualismus auskommenden, über Ovids *Metamorphosen* und den Atomismus vermittelten Materieverstellungen dadurch aus, dass sie Materie als Ort, ja, als eigentliches Agens des Wandels begreifen. Wie gezeigt aber steht der eigen-dynamische Charakter des Materiellen zu der letztlich maßgeblich neoplatonisch geprägten christlichen Vorstellung einer Sphäre des ewig-Göttlichen in einem gewissen Spannungsverhältnis, welches ohne das *oppositum* ›Form‹ ungleich schwerer zu konzeptualisieren ist.

Wenn aber nun festzustellen ist, dass das Denken in hylemorphen Kategorien die Metaphysik des (lateinischen) Mittelalters dominiert, so muss auch gesagt werden, dass dies immer wieder mit einer negativen Bewertung des Materiellen im Sinne des nicht zur ideellen Formenwelt Gehörenden verbunden wird, dessen Eigendynamik zugleich konstatiert und verurteilt wird.

Contemptus mundi, Naturphilosophie, Reliquienkult

Die neoplatonische Prägung der christlichen Vorstellungswelt zeigt sich in einem Blick auf das der *contemptus mundi* zuzurechnende Schrifttum. Beispielhaft ist hier die geradezu manifestartige Schrift *De miseria conditionis humanae* (ca. 1195) des Lotario de Segni (ca. 1160–1216), dem späteren, sehr einflussreichen Papst Innozenz III. Dort heißt es über das Verhältnis von ewiger Seele und dem der Vergänglichkeit unterworfenen Körper, es verhalte sich »wie mit einer in ein verdorbenes Gefäß [vase corrupto] gegossenen Flüssigkeit, die beim Hineingießen selbst verdorben wird und im Kontakt mit dem verschmutzten Gefäß selbst verschmutzt wird.«³⁴ Der von de Segni konstatierte menschliche Hang zur Sündhaftigkeit ist für ihn »die Tyrannie des Fleisches [tyrannus carnis], das Gesetz, das des Menschen Glieder beherrscht«³⁵. Die Eigendynamik des materiell-Körperlichen zeigt sich hier in einer ›unzulässigen‹ Beeinflussung bzw. Verunreinigung der an sich unverdorbenen Seele.

Ähnliches lässt sich an der ›Frau Welt‹ beobachten, einer Literatur und der bildenden Kunst des Mittelalters bekannten Allegorie des Diesseitigen, zu besehen etwa als steinerne Figur an Kathedralen: Während sie von vorne betrachtet als anmutige, stolze Dame erscheint, so erweist sie sich, von der Rückseite betrachtet, als von Schlangen, Kröten und Würmern durchzogen, welche sie zerfressen und zugleich scheinbar spontan aus ihrem steinernen Rücken entspringen. Die *corruptio* der ›Frau Welt‹ wird also versinnbildlicht durch ihre Assoziation mit ›niederen‹, oft ekelbesetzten Kreaturen, welche zeitgenössischen Vorstellungen zufolge aus Fäulnis, also Verwesungsprozessen heraus entstehen.³⁶ Diese spontane Genese

34 »[S]icut ex vase corrupto liquor infusus corruptitur, et, pollutum contingens, ex ipso contactu polluitur: Lotario de Segni, *Vom Elend*, S. 99 [Übers.: PL].

35 Ebd., S. 101 [Übers.: PL.]

36 Vgl. Bynum, *Christian Materiality*, S. 79; S. 81; vgl. ferner Kiening, »Ambivalenzen«, S. 50; Bernd Hüppauf, *Vom Frosch. Eine Kulturgeschichte zwischen Tierphilosophie und Ökologie*, Bielefeld 2011.

suggeriert ein Element des Unvorhergesehenen und Unvorhersehbaren, das zu der Vorstellung von einer harmonischen (Schöpfungs-)Ordnung eigentlich quer steht. Darüber hinaus zeichnen sich diese Tierarten durch eine geradezu überbordende Fruchtbarkeit aus. Sie erscheinen so als Produkt einer rein materiellen Eigendynamik, welche als überschwänglich, unkontrolliert, und ›ungeordnet‹ erscheinen muss, und die Differenzierung zwischen Totem und Lebendigem geradezu ordnungswidrig verwischt. All dies legt die Assoziation dieser aus rein materialen Prozessen entspringenden Kreaturen mit dem ontologisch-moralisch sowie epistemologisch ›Minderwertigen‹, und damit wiederum mit dem Diabolischen nahe.³⁷ Rechnet man die Verführkraft der ›Frau Welt‹ hinzu – im Falle Worms kniet zu ihren Füßen eine offenbar ihrer (vordergründigen) Anmut erlegene Ritterfigur – fallen die ›uneigentlichen‹ Materie und ihre Dynamik durch einen Hang zur Täuschung auf, durch eine Tendenz zum verdammenswert-sündhaft-Bösen. Zusammen mit ihrer unvorhersehbaren, irrwitzigen Produktivität gewinnen sie so letztlich eine Aura imponabler Bedrohlichkeit. Es zeigt sich hier, angesichts der Analysen in Kapitel 1, die fundamentale Zugehörigkeit der materiellen Welt zum Reich der Fortuna; ist alles Materielle diesen Vorstellungen gemäß doch stetigem, unvorhersehbarem Wandel unterworfen und in seiner ›Vorläufigkeit‹ täuschend – wobei noch der Moment des Niedergangs, des (Ver-)Falls besondere Betonung findet.³⁸

Wie zuvor vermerkt lässt sich zum 15. Jahrhundert eine erneute, intensivierte Rezeption neoplatonischen Gedankenguts ausmachen, ermöglicht und befeuert vor allem durch die Übersetzungen plotinscher Schriften ins Lateinische.³⁹ Das neoplatonisch geprägte Materieverständnis wird im selben Zeitraum aber auch jenseits dezidiert religiöser Zusammenhänge wirkmächtig. So schreibt etwa Paracelsus, auf

Freilich beschreibt schon Aristoteles die ›Spontangenese‹, die in eigentümlichem Widerspruch zum hylemophoren Modell steht. Allg. dazu Wolfgang Kullmann, »Aristoteles' wissenschaftliche Methode in seinen zoologischen Schriften«, in: *Geschichte der Mathematik und der Naturwissenschaften in der Antike. Bd. 1: Biologie*, hg. von Georg Wöhrel, Stuttgart 1999, S. 103–123; hier S. 117f.

- 37 Vgl. Hüppauf, *Vom Frosch*, S. 125f. In ihrer immer wieder festgestellten Hässlichkeit und ihrer Verbindung mit Verwesungsprozessen werden diese Tierarten als auch ästhetisch defizient begriffen, was als direkter Hinweis auf ihre moralische Minderwertigkeit verstanden werden kann; vgl. Peter André Alt, *Ästhetik des Bösen*, München 2010, S. 11.
- 38 Hinzuweisen ist auch auf die auffallend weibliche Identität nicht nur der Fortuna, sondern auch der Materie, die Stereotype des sinnlich-Verführerischen, Unzuverlässigen, Launenhaft-Betrügerischen und v.a. Minderwertigen transportiert (vgl. u.a. Judith Butler, »Körper von Gewicht«, in: *Materie. Grundlagenexte zur Theoriegeschichte*, hg. von Sigrid G. Köhler u.a., Berlin 2013, S. 509–528).
- 39 So etwa durch Marsilio Ficino (gest. 1499), vgl. Clemens Zintzen, »Plotin und Ficino«, in: *Psyche-Seele-anima. Festschrift für Karin Alt*, hg. von Jens Holzhausen, Leipzig 1998, S. 417–435; vgl. Bynum, *Christian Materiality*, S. 237).

den in Kapitel 3 zurückzukommen sein wird, in seiner naturphilosophischen Schrift *Ueber die Natur der Dinge* (ca. 1537) zu den oben genannten, scheinbar aus Verwesungsprozessen hervorgehenden Tierarten, es würden »durch und in der Fäulnis jedes schleimige Phlegma und jede Materie lebendig, es werde daraus, was es wolle.«⁴⁰ Er insistiert dabei, dass »Tiere, die aus und in die Fäulnis wachsen und geboren werden, alle etwas Giftiges an sich haben«, sowie, dass »alle Tiere Monstra [sind], die nicht ihre Eltern haben und nicht von anderen Tieren ihresgleichen geboren werden.«⁴¹ Gott aber habe »ein Greuel und Mißfallen an den Monstra [...] Keines kann selig werden, da sie nicht das Bildnis Gottes tragen. Dabei ist nichts anderes zu verstehen, nur das, daß sie der Teufel so geformt hat und daß sie mehr zum Dienste des Teufels geboren sind.« Folgerichtig würden sie »aus angeborener Natur und göttlicher Ordnung [...] von den richtig geborenen Tieren gehaßt.«⁴² Auch in diesen Überlegungen wird der Materie eine ebenso überbordende wie quasi-diabolische Eigendynamik zugesprochen, welche der göttlichen Ordnung widerspricht.

Die Oppositionssetzung von materieller und göttlicher Welt zeigt sich ferner in den so ubiquitären Reliquienkulten, in denen angeblich verwesungsresistente Körper(-teile) Heiliger in aus betont unvergänglichen Materialien hergestellten Adorationsgefäßern aufbewahrt und ausgestellt wurden.⁴³ Gerade die hierfür nach Möglichkeit verwendeten Edelsteine weisen die größtmögliche Distanz zur veränderbaren, korrumptiblen, ja dynamischen Materialität des organischen menschlichen Körpers auf und verweisen auf die höhere Sphäre der Heiligen, deren verklärte Körperlichkeit sie symbolisieren.⁴⁴

Die Kehrseite dieser Verehrung des Inkorruptiblen freilich stellt demgegenüber der Vorbehalt gegenüber dem Verwesenden dar. Mit betont körperlichen Verfallser-

40 Paracelsus, »Ueber die Natur der Dinge«, in: *Materie. Grundlagentexte zur Theoriegeschichte*, hg. von Sigrid G. Köhler u.a., Berlin 2013, S. 63–71; hier: S. 64.

41 Dieses und das vorige Zitat: Ebd., S. 66.

42 Dieses und das vorige Zitat: Ebd., S. 667.

43 Vgl. Bynum, *Christian Materiality*, S. 182–188. Zur im Laufe der Zeit komplexeren und intensivierten Reliquienverehrung vgl. ebd., S. 19–24; Brigitte Buettner, »From Bones to Stones. Reflections on Jeweled Reliquaries«, in: *Reliquiare im Mittelalter*, hg. von Bruno Reudenbach und Gia Toussaint, Berlin 2005, S. 43–59; v.a. S. 48; Gia Toussaint, *Kreuz und Knochen. Reliquien zur Zeit der Kreuzzüge*, Berlin 2011, S. 42.

44 An dieser Stelle ist auch auf die Dialektik von Reliquie und Reliquiar (Reliquiengefäß) hinzuweisen. Letzteres ist üblicherweise aus seltenen und kostbaren Materialien, häufig Gold und Edelsteinen gefertigt. Es wird dabei der ›Wert‹ der präsentierten Reliquie (i.d.R. totes Körpermaterial) ausgestellt, welcher höher erscheint als der der zum Präsentationszweck dienenden Materialien: »If saints were spiritually precious it was by virtue of double displacement that turned what is worthless (bony fragments, human waste, ashes and dust) into something priceless (a relic), while what seems most valuable unmasked itself as dead and meaningless.« Buettner, »From Bones to Stones«, S. 46; vgl. auch Bynum, *Christian Materiality*, S. 184.

scheinungen einhergehende Krankheiten, insbesondere die Lepra wurden deshalb auch als Manifestation der Sünde ‚malefiziert‘ bzw. als göttliche Sündenstrafe angesehen. Darüber hinaus gab es offenbar große Besorgnis um »corruption and slime immediately attendant upon death«⁴⁵. Die verbreitete Herrichtung des Toten ‚wie zu Lebzeiten‘⁴⁶ kann auf diese Weise gedeutet werden, auf jeden Fall aber die baldige Reduzierung des Leichnams auf seine vergleichsweise unveränderbaren Anteile durch Mumifizierung oder Auskochen der Knochen und deren anschließende Auf- und Ausstellung in Ossuarien, welche in vielen Regionen des lateinischen Mittelalters üblich war und durch die der Zersetzungsprozess zumindest augenscheinlich bzw. vorübergehend arretiert wurde.

Bemerkenswerterweise intensivierte sich die Praxis der Reliquienverehrung im Laufe der Zeit.⁴⁷ Insbesondere aber kam es zwischen dem 14. und 17. Jahrhundert zu einer Zunahme des Phänomens zeitweilig oder gar dauerhaft ‚lebendiger‘ sakraler Objekte. Nicht nur Reliquien stellen ihre Heiligkeit und auch die mit ihnen verbundene heils wirkende Kraft durch wundersame Dynamisierung und ‚Animation‘ (Beseelung) zur Schau, sondern auch sich bewegende, sprechende, weinende oder blutende Statuen und Bilder. Im vorliegenden Zusammenhang ist dies deswegen bemerkenswert, da die als so wandelhaft und negativ besetzt verstandene Materie dabei zum Lokus des Heiligen wird, und damit wiederum problematisch. Denn, wie Bynum herausstellt, stellt diese ‚heilige Materie‘ ihre Zugehörigkeit zur Sphäre des Göttlichen durch zutiefst materiale Eigenschaften zur Schau, eben durch (zum Teil unvorhergesehene) Dynamik und Animation! Dass sich das Ewige, über jeden Wandel Erhabene in diesem Fall in der Verwandlung des per Definition Wandelbaren offenbart, ist ein Paradoxon, das ein erhebliches theologisch-metaphysisches Problem darstellte und kontrovers diskutiert wurde. Wie kann das Imperfekte Sitz des Perfekten sein? Wie das höchste Gute im prinzipiell moralisch Defizienten nicht nur repräsentiert, sondern auch tatsächlich vorhanden sein und (heils-)wirksam werden?

Auch für die seit 1215 als offizielles Dogma eingesetzte Transsubstantiationslehre gilt diese Problematik, wird hier doch die passive, basale Materie von Brot und Wein von höherer Macht ‚transsubstantiiert‘, das heißt auf eine Art und Weise in den heiligen Leib Christi umgewandelt, so dass von ihr nicht mehr als ihre äußerliche Erscheinung (Akzidentien) bleibt. Es stellte sich dabei durchaus die Frage, inwiefern die sich in den Akzidentien weiterhin zeigende Wandelbarkeit (Verfalls-

45 Ebd., S. 186; vgl. ebd., S. 184–186.

46 Vgl. Schmitz-Esser, *Der Leichnam*, S. 140–153; Dies gilt übrigens gerade auch für Begräbnisriten des Hanseraums im 15. und 16. Jahrhundert (vgl. Edmund Kizik, *Die reglementierte Feier. Hochzeiten, Taufen und Begräbnisse in der frühneuzeitlichen Hansestadt*, Osnabrück 2008, S. 209–228).

47 Vgl. hierzu wie zu Folgenden: Bynum, *Christian Materiality*, S. 19–35; S. 248ff.

erscheinungen wie Schimmel, Fraß etc.) mit der Ewigkeit göttlicher Substanz verträgt.⁴⁸

Diese zugegebenermaßen ausgedehnten Erläuterungen machen deutlich, dass das Materielle in Denken und Wahrnehmung über die Jahrhunderte durchgehend problematisch bleibt. In der dichotomen Gegenüberstellung mit der ewig-guten Formenwelt erweist sie sich für das christlich geprägte Wirklichkeitsverständnis immer wieder als gleich mehrfach bedrohlich. Erstens in moralischer Hinsicht, da sie in ihrer behaupteten Uneigentlichkeit als scheinhaft wahrgenommen werden muss – als Täuschung, welche zur Abkehr vom Eigentlichen und sündhaftem Verhalten verführt. Zweitens ist sie epistemologisch in ihrer Widersprüchlichkeit nicht zu fassen und bedroht damit jede Vorstellung eines geordneten Weltzusammenhangs. Darüber hinaus ist sie drittens in ontologischer Hinsicht problematisch, da ihre immer wieder behauptete (wenn auch meist als »ordnungswidrig« begriffene) Eigendynamik den Alleinanspruch der angeblich allein ›prägenden‹ Form untergräbt. Materie, eigendynamisch gedacht, macht in letzter Konsequenz der Formenwelt die Vorherrschaft streitig. Sie neigt dazu, »die sie beherrschenden Gegenbegriffe der ›Form‹ und des ›Denkens‹ überflüssig zu machen [indem sie] die Prinzipien der Produktivität in die Beschreibung ihrer eigenen Beschaffenheit«⁴⁹ hineinverlegt. In dieser Hinsicht stellt sie als potentielles Fundament für ›materialistische‹ Weltdeutungen eine Gefahr für die bestehende christliche Kosmologie dar, inklusive des Glaubens an eine – ja der ewigen Formenwelt zurechenbare – unsterbliche menschliche Seele.

Vor diesem Hintergrund ist nun die Darstellung der tanzenden Totengestalten zu begreifen, wie sie sich im Revaler Totentanz findet. Bemerkenswerterweise scheint der darin personifizierte Tod als deutlich mit dem Bösen konnotiert, was widersprüchlich anmutet angesichts der Tatsache, dass der irdische Tod im zeitgenössischen christlichen Verständnis zugleich den Eintritt in die Ewigkeit darstellt und als mögliche Pforte ins christliche Himmelreich eben auch positiv besetzt ist. Hier aber tritt der Tod in Gestalt der in jedem Falle negativ und schreckensbesetzten, weil vom Verwesungsprozess gezeichneten Toten auf, deren Status (lebendig? tot?) ebenso wenig dingfest zu machen scheint wie jener der Materie oder eben der des wesenhaft unbestimmbaren *malum*.⁵⁰ Dieser Aspekt ist, nebenbei bemerkt, geläufigen Analysen von Totentänzen oftmals unbekannt. Eine Assoziierung der

48 Vgl. ebd., S. 177f; S. 225f. Dass diese Problematik auch unabhängig vom Eucharistieverständnis für das Christentum eine zentrale ist, ergibt sich daraus, dass der Lehre von der göttlichen Inkarnation im Grunde dieselbe Problematik unterliegt.

49 Sigrid G. Köhler, »Einführung«, in: *Materie. Grundlagenexte zur Theoriegeschichte*, hg. von ders. u.a. Berlin 2013, S. 31–46; hier: S. 31.

50 Auf die ›plurale‹ Darstellung des Todes in Totengestalten wurde bereits im vorigen Kapitel hingewiesen: Während die bildlich dargestellten Totengestalten v.a. in frühen Totentanzge-

Totengestalten mit dem Bösen wird zwar in der Regel angenommen, etwa anhand der üblichen Tanzrichtung (vom Betrachter aus nach links, zu einem imaginierten Höllentor hin) und der Abbildung ›teuflisch‹ attribuierter Instrumente (Trommel, Pfeifen)⁵¹ – beides ist im Revaler Totentanz vorhanden. Auch die den Totentanzdarstellungen nicht unbekannten Abbildungen von Würmern, Schlangen und Fröschen werden üblicherweise vermerkt, allerdings in der Regel oberflächlich als ›negativ besetzte Tiere‹ oder als bloß den Verwesungsprozess markierend vermerkt⁵², ohne dass auf die geistes- oder gar metaphysikgeschichtlichen Hintergründe eingegangen würde.

Der Rückbezug auf die der Materie eigene epistemologische Problematik mag die mit dem Tod verbundene Ungewissheit unterstreichen. Denn wohin geht die Seele denn nun im alles entscheidenden Moment des Todes: Himmel, Hölle, Fegefeuer? Ganz zu schweigen von der Plötzlichkeit und Unvorhersehbarkeit des Todes, auf die in Totentänzen immer wieder angespielt wird.⁵³ Alles in Allem aber scheint der Tod in Gestalt der verlebendigten Toten ambivalent gezeichnet – und scheint dennoch einen deutlichen Überhang zum Negativen aufzuweisen. Er ist potentielle Erlösung ebenso wie mögliche Verdammnis, und tritt doch als schreckensbesetzt und bedrohlich auf. Auch in dieser Hinsicht steht er der ambivalent-selbstwidersprüchlich aufgefassten, genau darin aber der angenommenen göttlichen Ordnung zuwiderlaufenden Materie nahe.

Tanz zwischen Himmel und Hölle

Gerade die Darstellung nicht nur als verlebendigte, sondern eben tanzende Tote unterstreicht diese Nähe zur Wahrnehmung des Materiellen. Denn wie dieses ist auch der Tanz zeitgenössisch grundsätzlich ambivalent besetzt. Entgegen beharrlicher

mälden individualisiert sind, spricht in ihnen, auf Ebene des Textes, *der Tod* als einheitliche Entität (vgl. auch Kiening, »Ambivalenzen«, S. 48–51).

Dass es sich beim Revaler Totentanz in der Tat um unterschiedliche Totengestalten handelt wird etwa sehr deutlich an den ersten Figurenpaaren (vgl. Abb. 2). Obwohl sich die Kadaver zu gleichen scheinen, ist etwa die der Kaiserin zugewandte Gestalt als ›individuell‹ markiert, indem ein betont zerrissenes Leichentuch um sie herumweht. Diese ›individualisierende‹ Darstellung ist wiederum als Teil der Karikatur zu lesen: so spiegelt jenes Tuch das kostbare Gewand der Kaiserin. Es lässt sich so als moralischer wie sozialkritischer Kommentar zur prachtvollen Gewandung der ›First Lady‹ des Heiligen Römischen Reiches lesen. Im vorliegenden Zusammenhang erscheint darüber hinaus bemerkenswert, dass diese Pluralität des Todes den Eindruck seiner Unfasslichkeit und Bedrohlichkeit noch verstärken mag.

51 Vgl. Hammerstein, *Tanz und Musik*, S. 25.

52 Vgl. etwa Kiening, *Das andere Selbst*, S. 11.

53 Der Revaler Totentanz thematisiert diese Ungewissheit in der von Ständevertreter:innen wiederholt ausgesprochenen Klage, diese Welt verlassen zu müssen und nicht zu wissen ›wohin‹ (vgl. Freytag, »Text und Kommentar«, S. 239; »Nu mot ik reisen, vñ wet nicht war«: ebd., S. 206.)

Traditionen der Kulturgeschichtsschreibung richten sich Tanzkritik und (weitgehend kirchliche) Tanzverbote nicht unbedingt gegen das Tanzen als solches.⁵⁴ Wie Rudolf Hammerstein in seiner Untersuchung der Musik- und Tanzmotivik spätmittelalterlicher Totentanzdarstellungen vermerkt, wird auch die jenseitige, göttliche Wirklichkeit vielfach als Tanz imaginiert; allerdings als ein betont geordnetes Tanzgeschehen, »vollkommen in [seiner] Ordnung und harmonischen Einhelligkeit.«⁵⁵ Präferiert wird dabei die »Kreisform als Zeichen der Vollkommenheit und die Richtung nach rechts als der ›guten Seite‹ – gegenteilig also zur für viele Totentänze auszumachenden Tanzrichtung. So imaginiert etwa der Heilige Gregor von Nyssa (ca. 335–395) das jenseitige Paradies als einen Tanzchor, in der die Engel und Heiligen einen Reigen tanzen.⁵⁶ Die in dieser Weise vorgestellte ›himmlische Liturgie‹ findet ihre Entsprechung in der ›irdischen Liturgie‹ des christlichen Gottesdienstes, wo sie zugleich ihre (anteilige) diesseitige Erfüllung erfährt. Sie ist, im Sinne der mittelalterlichen Figuraldeutung deren *figura*.⁵⁷ Das irdische Gottesdienstgeschehen stellt das Kommende dar, nimmt es vorweg und ist zugleich dessen (partielle) Erfüllung im Hier und Jetzt. Dabei ist der ›irdische‹ Gottesdienst nicht weniger von geordneter Musikalität und Bewegungsabläufen geprägt als der ›himmlische‹, nämlich von gemeinsam vollzogenen Gesten, Körperbewegungen und Gängen.⁵⁸

-
- 54 Vgl. auch Gregor Rohmann, *Tanzwut. Kosmos, Kirche und Mensch in der Bedeutungsgeschichte eines mittelalterlichen Krankheitskonzepts*, Göttingen 2013, S. 171–255; Julia Zimmermann, *Teufelsreigen-Engelstänze. Kontinuität und Wandel in mittelalterlichen Tanzdarstellungen*, Frankfurt a.M./New York 2007; sowie Helga Kuhlmann, »Wir haben euch aufgespielt und ihr habt nicht getanzt.« Mt 11,17. Tanzfeindschaft und Tanzfreundschaft in der christlichen Religion«, in: *Tanz und Religion. Theologische Perspektiven*, hg. von Marion Keuchen, Frankfurt a.M. 2008, S. 215–234. Immer noch als durchweg negativ bewertet gesehen wird Tanz etwa in: Helga B. Gundlach, »Tanz als Gegenstand religionswissenschaftlicher Forschung in Deutschland«, in: *Tanz, Theorie, Text*, hg. von Gabriele Klein u.a., Münster 2002, S. 173–192. Zum Nachweis der Verbindung von Tänzen, Kirchenmusik und Liturgie vgl. Rudolf Stephan, »Lied, Tropus und tanz [sic!] im Mittelalter«, in: *Zeitschrift für Deutsches Altertum und Deutsche Literatur* 87 (1956), S. 147–162.
- 55 Dieses und das folgende Zitat: Hammerstein, *Tanz und Musik*, S. 24 bzw. ebd., S. 25; vgl. auch Rohmann, *Tanzwut*, S. 233–239.
- 56 Vgl. Hugo Rahner, *Der spielende Mensch*, Freiburg 2008, S. 78. Rahner nimmt darauf in seiner Mitte des 20. Jahrhunderts entwickelten ›christliche Spieltheologie‹ Bezug, welche die jenseitige Transzendenz nochmals als himmlisches Tanzgeschehen denkt (vgl. ebd., S. 6).
- 57 Zum Figura- bzw. Figurationsbegriff vgl. Erich Auerbachs klassische Studie: Erich Auerbach, »Figura«, in: *Erich Auerbach. Gesammelte Aufsätze zur Romanischen Philologie*, hg. von Gustav Konrad, Tübingen 2017, S. 55–92; v.a. 65–74. Vgl. auch Hammerstein, *Tanz und Musik*, S. 24f.
- 58 Inwiefern der ›himmlischen Liturgie‹ vergleichbare Kreistänze und andere Gruppentänze im Rahmen mittelalterlicher Gottesdienste üblich waren, ist allerdings umstritten. Rohmann hält die Vorstellung für unrealistisch (Rohmann, *Tanzwut*, S. 233), jedoch den Vollzug von Tänzen im Sinne komplexerer kollektiver Bewegungsabläufe für gegeben (vgl. ebd., S. 177). Dem gegenüber schreibt der Liturgie- und Musikhistoriker John Stevens über die Form des

Der ›himmlischen Liturgie‹ gegenüber besteht die Vorstellung einer ›höllischen Liturgie‹, die der Erstgenannten – durchaus in Akkord mit den neoplatonisch geprägten *malum*-Vorstellungen – diametral gegenübersteht. Sie ist »ungeordnet, häßlich, wild, verrenkt, grotesk und obszön«⁵⁹. Diese Zuschreibung betrifft körperbetonte und in Widerspruch zu einem geordneten, harmonischen Miteinander stehend wahrgenommene Tänze, die mit der Ausschweifung, dem Rausch und nicht zuletzt paganen genannten (und damit ›satanischen‹) Riten in Verbindung gebracht werden, mit ausschweifender Körperlichkeit und drohendem Ordnungs- oder Kontrollverlust. Dazu gehören auch Tänze, welche zur falschen Zeit am falschen Ort stattfinden, und so etwa die Raum- und Zeitenordnung stören. Tanz und Tanzen, ganz gleich in welchem Zusammenhang, werden also kritisiert, *insofern* sie diese Merkmale aufweisen.⁶⁰

Die mittelalterliche Literatur bietet eine Fülle von Beispielen für entsprechende Verdammungen ›höllisch‹ oder ›teufisch‹ assoziierter Tänze, sowie Warnungen und Verbote in unterschiedlichen kirchlichen und weltlichen Kontexten.⁶¹ Für das ausgehende 15. Jahrhundert lässt sich beispielhaft ein Auszug aus dem *Narrenschiff* des Sebastian Brant (1457–1521) anführen. Er äußert sich dort im obigen Sinne negativ zum Tanz, weil – oder, möchte man sagen, *insofern* – dieser ausschweifend, sündhaft, sexuell und betont körperlich ist: »Vß dantzen vil vnratts entspringt / Do ist hochfart / vnd üppikeyt / Vnd für louff der vnlutterkeyt / Do schleyfft man Venus by der hend / Do hatt all erberkeyt eyn end / [...] Do loufft man / und würfft vmbher eyn / Das man hoch sieht die blosßen beyn«. Zusammengefasst lautet sein Urteil: »Vnd ich kann mercken / vnd betracht / Das es der tüfel hat vff bracht«⁶².

Wie nahe liegt, sind es eher ›bäuerlich-ländliche Tänze‹⁶³, die hier angesprochen sind, während weniger expressive Tanzweisen kaum unter diese Beschreibung

Reigentanzes: »[T]here may have been dance within the Christian Church itself – on the margins, at least, if not in the centre. Liturgical dancing [...] could be a proper and acceptable form of adoration«: John E. Stevens, *Words and Music in the Middle Ages. Song, Narrative, Dance and Drama, 1050–1350*, Cambridge/New York 1986, S. 179.

59 Hammerstein, *Tanz und Musik*, S. 26; vgl. ebd., S. 25f.

60 Vgl. Rohmann, *Tanzwut*, S. 185; Kuhlmann, »Mt 11,17«; hier: S. 221–228. Insbesondere der Vorwurf zur ›Verführung zur Sünde‹ – gerade auch zur sexuellen Ausschweifung – ist mit das zentrale Argument, mit dem Tänze als zu vermeidend eingestuft werden; vgl. hierzu auch Zimmermann, *Teufelsreigen*, S. 65.

61 Vgl. Irmgard Jungmann, *Tanz, Tod und Teufel. Tanzkultur in der gesellschaftlichen Auseinandersetzung des 15. und 16. Jahrhunderts*, Kassel u.a. 2002, S. 69–96; v.a. S. 70).

62 Dieses und das vorige Zitat: Sebastian Brant, *Das Narrenschiff. Nach der Erstausgabe (Basel 1494) mit den Zusätzen der Ausgaben von 1495 und 1499 sowie den Holzschnitten der deutschen Originalausgabe*, hg. von Manfred Lemmer, Tübingen 1968, S. 159; S. 149.

63 Jungmann, *Tanz*, S. 68. Siehe auch die Tatsache, dass die ungleich geordneter vollzogenen und reglementierteren höfische Tänze welche dem bäuerlichen Tanz etwa in der höfischen Literatur seit dem 13. Jahrhundert abgrenzend gegenübergestellt werden (vgl. ebd.).

fallen dürften. Angesichts der weit verbreiteten, alle sozialen Schichten einbeziehenden Tanzpraxis zu unterschiedlichen Anlässen und innerhalb verschiedener Kontexte lässt sich schließen, dass Tanzverbote gerade kirchlicher Autoritäten nicht so allumfassend waren, wie oftmals behauptet worden ist. Vielmehr sind Verständnis und die Bewertung konkreter Tanzformen immer wieder Aushandlungsprozessen unterworfen, in denen das Verhältnis zur Körperbewegung ambivalent blieb.⁶⁴ Das heißt nicht, dass es keine weitreichenden und pauschalen Verurteilungen zeitgenössischer Tänze gegeben hätte – im Gegenteil. In diesen Fällen wurde die Grenze dessen, was unter zu verurteilende, ›höllische‹ Tanzformen fiel, einfach überaus weit gezogen.

Dass die Wahrnehmung und Bewertung von Tänzen als Verhandlungssache betrachtet werden muss, ist vor allem deswegen interessant, weil es auf die Permeabilität der Grenze zwischen ›himmlischen‹ und ›höllischen‹, wohlgeordneten und chaotischen Tänzen verweist. Ein Hinweis darauf ist auch darin zu sehen, dass die Bezeichnungen für den ›höllischen‹ und den ›himmlischen‹ Tanz übereinstimmen: Die vorherrschenden Begriffe *Chorus*, *chorea*, *tripudium* und *tripudiare* werden zumindest in kirchlich-theologischen Zusammenhängen vom frühen bis ins späte Mittelalter für beide gleichermaßen verwendet. *Chorea* und *chorus* zeichnen sich dabei durch die deutliche Bezugnahme auf *kollektives* Tanzen aus, ebenso wie die mittel- bzw. neuhochdeutschen Bezeichnungen *reien*, *springen* und *tanzen*.⁶⁵ Es handelt sich also nicht um Anlass, Zweck, die Expressivität des Tanzes, soziale Distinktionen oder Ähnliches wiedergebende Bezeichnungen, sondern sie referieren allein auf den gemeinsamen Vollzug eines nicht primär vor Zuschauern, sondern unter Beteiligung der Anwesenden durchgeföhrten Tanzgeschehens.⁶⁶

Eben darin zeichnet sich ab, dass geordnete und ungeordnete Tänze nicht gar so grundverschieden sind und vielmehr von einer »etymologisch und auch semantisch inhärenten Doppeldeutigkeit«⁶⁷ die Rede sein muss. Anders ausgedrückt verweist die begriffliche Identität von ›himmlischen‹ und ›höllischen‹ Tänzen darauf, dass es sich dabei um sich graduell und nicht kategorisch unterscheidende Tanzweisen handelt. Zeitgenössisch zeigt sich das gerade auch immer in der Befürchtung,

64 Vgl. Rohmann, *Tanzwut*, S. 212.

65 Vgl. ebd., S. 173–180. Diese Bezeichnungen werden seit Ende des 13. Jahrhunderts nahezu synonym verwendet (vgl. Zimmermann, *Teufelsreigen*, S. 47). *Tripudium* und *tripudiare* sind in dieser Hinsicht weniger präzise zu bestimmen; allem Anschein nach können diese Bezeichnungen – im Wortsinn auch: mit körperlicher Expressivität verbundener Jubel, Freude – auch Individualtänze beschreiben, scheinen darauf allerdings nicht beschränkt (vgl. Rohmann, *Tanzwut*, S. 176 179).

66 Abzugrenzen davon wären etwa ›histrionische‹ Tänze professioneller Spielleute, die unter anderem auch akrobatische Vorstellungen einschließen und auch immer wieder in die Nähe des Diabolischen gerückt werden (vgl. Zimmermann, *Teufelsreigen*, S. 35f; S. 183–201).

67 Rohmann, *Tanzwut*, S. 180; vgl. ebd., S. 173–180.

dass ›wohlgeordnete‹ Tänze in chaotische umschlagen könnten, ja zu diesen zu pervertieren drohen. Wie sonst ist erklärbar, dass etwa, wie Dokumente der Kathedrale von Sens aus dem 16. Jahrhundert erklären, Klerikern die Teilnahme an Tänzen im Rahmen der Ostersonntagsfeierlichkeiten ausdrücklich erlaubt war, unter dem Vorbehalt des *non tamen saliendo*, solange sie dabei nicht sprangen?⁶⁸ Es handelt sich offenbar um eine implizite Warnung vor dem möglichen ›körperlichen Exzess‹ auch des ›gesitteten‹ Tanzes. Dieser steht in seinem vorgesehenen ordnungsgemäßen Verlauf gleichsam unter performativem Gelingensvorbehalt – und muss allein schon daher kontrolliert und reglementiert werden. Hinter der Ordnung scheint hier immer schon die Verkehrung ins Chaotische zu lauern, und wenn auch nicht Tanz der ›himmlischen Liturgie‹ selbst ins ›Höllische‹ kippen kann, dann doch immerhin deren irdische Entsprechung.

Der Tanz markiert so gleich mehrfach eine Art riskante Liminalität zwischen Ordnung und Unordnung, Heil und Unheil: Wie der ›himmlische‹ Tanz im Rahmen des christlichen Gottesdienstes nicht nur auf die künftige Erlösung verweist, sondern diese im Sinne der Figuraldeutung auch *wirkt*, so ist Teilnahme an ›böhmischen‹ Tänzen ebenfalls figuraler Verweis und Vollzug des Künftigen in der Gegenwart: Wer auf ›böhmische‹ Weise tanzt, so der Tenor zahlreicher tanzkritischer Schriften, kommt in die Hölle, auf die das Tanzgeschehen in seiner chaotischen Zügellosigkeit verweist. Der Übergang vom Hier und Jetzt in die Ewigkeit (Himmel, Hölle) figuriert als Tanz und *im Tanz*. Allerdings ist ihm – dem Tanz – offenbar auch grundsätzlich ein liminaler Moment der Schwebe zwischen Beidem zu eigen.⁶⁹ Gerade in Bezug auf die Totentänze ist dies beachtenswert, da der darin dargestellte Moment des Todes gemäß individualem schatologischer Vorstellungen ja den eigentlichen Entscheidungsmoment über die endgültige Bestimmung der menschlichen Seele darstellt. Tanz jedenfalls kann einer feststehenden Ordnung folgen wie auch in Unordnung fallen, die himmlische Ordnung verkörpern oder ins Höllisch-Chaotische kippen – und die Teilnehmenden gleichsam mit sich reißen. Abstrakt betrachtet, erscheint Tanz in diesem Sinne also als zwar ambivalent zwischen Ordnung und Unordnung lokalisiert, weist gerade darin jedoch ein Potential zum Umschlag ins Chaotische, und damit einen Überhang ins Negative auf. Eben darin aber wiederum gleicht er der Materie: Der drohende Umschlag geordneter Bewegung in chaotische Formen spiegelt gleichsam ihre unvorhersehbare Eigendynamik wider. Ebenso wie die Materie in ihrer Eigendynamik die Vorrangstellung der Form zu unterminieren droht, so droht der höllisch konnotierte Tanz auch immer, den Platz des wohlgeordneten

68 Vgl. Philip Knäble, *Eine tanzende Kirche. Initiation, Ritual und Liturgie im spätmittelalterlichen Frankreich*, Köln/Wien 2016; vgl. auch Stevens, *Words and Music*, S. 180.

69 Zur Liminalität des Tanzes vgl. Erika Fischer-Lichte, *Ästhetik des Performativen*, Frankfurt a.M. 2004, S. 305f; Victor Turner, *Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur*, Frankfurt a.M. 1989.

einzunehmen. Der Tanz der Totengestalten erscheint damit als folgerichtige Steigerung ihres Wesens als unstet-dynamische materiale Körper, ja geradezu als Verkörperung der ein ›Eigenleben‹ führenden Materie. Zugleich erscheint in diesem Zusammenhang die materiale Dynamik selbst als ein ›wilder‹, ungezügelter Tanz, der deutlich ›höllisch‹ besetzt ist und die vermeintliche Schlechtigkeit des Materiellen noch einmal unterstreicht.

Der Aspekt des dem Tanz innewohnenden ›Umschlagepotentials‹ kann am Totentanz von Reval expliziert werden. Wie zu Beginn dieser Überlegungen vermerkt, handelt es sich dabei gleichsam um die Kontrastierung zweier Tänze, eben des ›wohlgeordneten‹, statisch anmutenden der Ständevertreter:innen und des ungeordnet-höllischen der Totengestalten. Dies ist freilich Teil der Karikatur. Zugleich aber ist die Gegenüberstellung als ein Moment des Umschlagens zu lesen: Im Übergriff auf die in den Tanz gezwungenen Ständevertreter:innen reißen die Totengestalten jene nicht nur aus dem Leben, sondern übernehmen geradezu das gesamte Tanzgeschehen, das sie insgesamt zu einem chaotisch anmutenden, grotesken Tanz ›herabwürdigen‹, in dem das gemäßigte Schreiten ihrer Gegenüber nurmehr lächerlich erscheint.⁷⁰

Diese Dominanz, die der höllisch-chaotische Tanz der Toten über das gemäßigte Schreiten der Ständevertreter:innen gewinnt, wird überdeutlich, wenn man erkennt, dass auch der Totentanz figural zu verstehen ist: Die Toten sind der Vorschein der Zukunft der (noch) Lebenden. Ihr Tod ist auf bildlicher Ebene gleichsam vorweggenommen und zugleich wird ihre transtemporale Identität mit den Totengestalten behauptet. Der für das Mittelalter oftmals als typisch angesehene Ausspruch ›Mitten im Leben sind wir vom Tod umfangen‹⁷¹, bezieht sich angesichts dessen nicht bloß auf die Alltäglichkeit, die dem Tod in Zeiten vor moderner Medizin, Hygiene und Ernährung zukommt, sondern auf die tiefere metaphysische Überzeugung, auf überzeitliche Weise dem Tode unterworfen, also von Sterblichkeit und Vergänglichkeit wesentlich konstituiert zu sein. Die Lebenden sind *immer schon* tot, ebenso wie die dargestellte Ordnung – hier zuvorderst die soziale, im Großen und Ganzen aber die gesamte materielle Wirklichkeit – im Grunde unvorhergesehener, unsteter, ja grotesker und zuletzt hinfälliger Dynamik unterworfen ist. Anders gesagt verkörpern die Totengestalten in ihrem Tanz, in den sie ihre Gegenüber hineinziehen, die ›Ordnung‹ der materiellen Welt, die damit als Unordnung entlarvt wird. In der Kontrastierung der Tanzweisen offenbart sich der Triumph der Hinfälligkeit, der unsteten

⁷⁰ Vgl. Gert Kaiser, »Totentanz und verkehrte Welt«, in: *Tanz und Tod in Kunst und Literatur*, hg. von Franz Link, Berlin 1993, S. 93–118, S. 97ff; S. 113ff.

⁷¹ Zuerst ist der Ausspruch »Media vita in morte sumus« offenbar belegt in einem gregorianischen Choral Notker I. von St. Gallen (ca. 840–920, vgl. Geo A. Trevor, »Passage in the Burial Service«, in: *Notes and Queries. A Medium of Inter-Communication for Library Men, Artists, Antiquaries, Genealogists etc.*, Bd. 8, hg. von William White, Oxford 1853, 177f.

Dynamik über die scheinbar feststehend-geordnete Welt. Auf diese Weise scheint das ›Umschlagepotential‹ des Tanzes im Totentanz eingelöst. Er zeichnet sich damit vor anderen der *contemptus mundi* zuzurechnenden künstlerischen Darstellungsformen dadurch aus, dass er die unberechenbare und bedrohliche Eigendynamik des Materiellen in seiner Darstellungsweise in fast buchstäblicher Weise zu inkorporieren scheint.

2.1.3 Der Totentanz und das ›materielle Prinzip‹

Nun ließe es sich schwerlich behaupten, Totentänze lehrten zuvorderst die Hinfälligkeit jeglicher Ordnung, dass der Tod am Ende triumphiere und die gesamte Wirklichkeit als unstet und letztlich uneigentlich zu begreifen sei. Im Gegenteil, mit dem Verweis auf die Hinfälligkeit der materiellen Welt verweisen Totentänze vielmehr auf die Existenz einer jenseitigen, höheren und ewigen Wirklichkeit.

Oder etwa nicht? Im Sinne der zeitgenössischen christlichen Überzeugungen und insbesondere den Lehren der *contemptus mundi* ist diese Frage definitiv mit ja zu beantworten. Allerdings, der Totentanz selbst ist in dieser Sache nicht ganz so eindeutig, wie das von einem Medium christlicher Heilsdidaxe zu erwarten wäre. Vielmehr erweist er sich, wiederum ganz der ›tanzenden‹ Materie vergleichbar, als widerspenstig und offenbart widersprüchliche Deutungsangebote, welche eine vermeintlich einzige mögliche Interpretation im Sinne christlicher Heilslehren zu unterlaufen im Stande sind.

So hat die Darstellung des tanzenden Todes, wie er im Totentanz von Reval auftritt, durchaus das Potential, seine der zeitgenössischen christlichen Heilslehren konforme Deutung zu untergraben. Anders gesagt ist er selbst in der Lage, sich eigendynamisch einer höheren Kontrolle zu entziehen. Dies erschließt sich, wenn man die bildliche Eben unabhängig von der des Textes betrachtet, der eindeutig auf die zeitgenössische christliche Metaphysik Bezug nimmt. So heißt es im Text des Revaler Totentanzes schon in den traditionellen, einleitenden Worten der Predigerfigur: »Ach, du vernunftbegabte Kreatur, seist du arm oder reich! / Schaut hier den Spiegel, jung und alt, / und denkt auch alle daran, / daß niemand hier bleiben kann, / wenn der Tod kommt, wie ihr hier seht. / Wenn wir dann viel Gutes getan haben / so können wir zusammen mit Gott sein. Wir werden für alles (gerechten) Lohn empfangen.«⁷² Die Antwort und gleichsam ›Begrüßung‹ des Todes lautet darauf: »Zu diesem Tanze rufe ich alle miteinander / Papst, Kaiser und alle Kreaturen, / arm, reich, groß und klein. / [...] Aber bedenkt zu jeder Zeit, / daß ihr gute Werke mit

72 Freytag, »Text und Kommentar«, S. 133. Im Original: »Och redelike creatur sy arm ofte ryke / Seet hyr da spegel junck vñ olden / Vnde dencket hyr aen ok elkerlike / Dat sik hyr nemant kan ontholden / Wanneer de doet kumpt als gy hyr seen / Hebbe wi den vele gudes ghedaen / So moghe wi wesen myt gode een / Wy moten van allen loen vntfaen« (ebd., S. 132).

euch bringt/und eure Sünden büßt; / denn ihr müßt nach meiner Pfeife tanzen.«⁷³
 In diesem Wortwechsel verweist, neben dem expliziten Hinweis, nach dem Tode »mit Gott« sein zu können und gerechten Lohn zu empfangen, auch der Aufruf zur werkgerechten Buße selbstverständlich auf eine jenseitige Welt.

Die bildliche Ebene ist im Gegenzug frei von jeglichem Verweis auf eine künftige Wirklichkeit, sei es eine himmlische, höllische oder purgatorische. Es fehlt ebenfalls jede Spur der etwa im verwandten Genre der *Ars moriendi*-Literatur virulenten Seelenikonografie oder überhaupt jeder Hinweis, ob dem materiellen Körper überhaupt eine unabhängig von ihm zu denkende und, angesichts allseitiger Vergänglichkeit, ewig existierende Seele innewohnt.⁷⁴ Während im Text also von der eschatologischen Wirklichkeit, also von Gericht, himmlischen Belohnungen und höllischen Strafen die Rede ist, fällt die bildliche Darstellung durch die Absenz jeglicher Hinweise auf ein Nachleben auf. Auf textlicher Ebene wird der vergänglichen irdischen Welt also in bester neoplatonisch geprägter, »hylemorphe« Tradition, eine ewige, göttlich verbürgte gegenübergestellt; das heißt, neben der andauernden Veränderungs- und Vergänglichkeitsprozessen unterworfenen materiellen Welt wird eine ewige, jenseitige konstatuiert. Doch alle Wirklichkeit, welche das *Bild* zeigt, erscheint als materiell-diesseitig; als ebenso dynamisch, unstet, lebendig-tot die bestehende Ordnung und Statik des individuellen (und sozialen) menschlichen Lebens aufbrechend und als vergänglich entlarvend.

Wenn in der durch bildliche Gegenüberstellung behaupteten Identität von Ständevertreter:innen und Totengestalten also die provokante Frage steckt: »Was ist der Mensch denn anderes, als verlebendigte, angesichts der wesensgemäßen Hinfälligkeit aber ebenso tote, sich grotesk gebärdende Materie?«, so gibt das Bild hierauf nur eine – bzw. keine – Antwort. In seiner Beschränkung auf das buchstäbliche *memento mori* ist das Bildmotiv der tanzenden Toten dogmatischen, religiösen und metaphysischen Überzeugungen in keiner Weise verpflichtet. So gesehen scheint es für sich alleine betrachtet – und in Verkehrung der geläufig als gültig betrachteten Aussage – die jenseitige Wirklichkeit als potentiell uneigentlich zu markieren und ebenso im Rahmen eines metaphysisch-christlichen wie eines »materialistischen« Weltbildes zu funktionieren.

Die Behauptung einer solchen Deutungsmöglichkeit ist durchaus provokant. Es ist daher wichtig darauf hinzuweisen, dass diese Kontrastierung von Bild- und Textebene keineswegs illegitim ist. Denn in der Tat verdanken sich Bild- und Textmotive der Totentänze unterschiedlichen Traditionen und weisen je eigene Repertoires auf.

73 Ebd., S. 145. Vgl. »Zo dussem dantse rope ik al gemene / Pawes keiser vñ alle creatu... / Arm rylke groet vñ kleine / [...] Men dencket wol in aller tyd / Dat gy gude werke myt iu bringen / Vñ iuwer sunden werden quyd« (ebd., S. 144).

74 Vgl. Clifton Cooper Olds, *Ars moriendi. A Study of the Form and Content of Fifteenth-Century Illustrations of the Art of Dying*, Ann Arbor MI 1980, S. 100.

Schon für den stilbildenden Totentanz von Paris (ca. 1424) ist das Spannungsverhältnis beider Darstellungsebenen herausgearbeitet worden. Allem Anschein nach verdanken sich dessen Textzeilen ursprünglich der homiletischen Literatur, die Abbildungen jedoch der komödiantischen Farçentradiiton. Bild und Text können sich daher zwar entsprechen, sich aber auch »widersprechen und überlagern«⁷⁵ und so eine »opposition between two distinct perspectives on death«⁷⁶ begründen: Während die Ständevertreter im Text des Pariser Werks in einer Weise ermahnt werden, die ihrer würdigen Stellung entspricht, so werden im Bild gerade die höhengestellten Figuren der Lächerlichkeit preisgegeben, ohne dass ein Bezug auf eine moralische Belehrung festzustellen wäre. Während ihre Würde also auf der einen Seite gewahrt wird, so wird sie auf der anderen nachgerade untergraben.⁷⁷ Der Revaler Totentanz weist demgegenüber Eigentümlichkeiten auf, ist aber in Bildmotivik, Aufbau und didaktischer Orientierung dem Typus des Pariser Vorbildes verpflichtet: »Keinem andern überlieferten Totentanz steht der Lübeck-Revaler Totentanz so nahe wie der Danse Macabre«⁷⁸ von Paris.

Es scheint also keineswegs unsinnig festzustellen, dass die medialen Ebenen für sich betrachtet völlig verschiedene Perspektiven ermöglichen. Mehr noch, wenn schon die tanzenden Toten, in der Revaler wie in der Pariser Variante, ihre ehrwürdigen Tanzpartner:innen auf (buchstäblich) »materielle Ebene herunter- bzw. in den Bereich des Irdischen und Körperlichen«⁷⁹ zurückzwingen – scheint es dann so weit hergeholt, diesen Entlarvungsgestus auch auf die angenommene höhere Wirklichkeit zu beziehen?

Freilich lassen sich Text und Bild sowohl des Revaler wie des Pariser Totentanzes zusammenlesen – wie auch sonst, wurden sie doch trotz ihrer medialen Binnendifferenzen als zusammenhängende Werke gefertigt. Und freilich gibt es gerade in der

75 Hammerstein, *Tanz und Musik*, S. 21.

76 Vgl. Fein, »Danse Macabre«; hier: S. 1; vgl. ebd., S. 3–7.

77 Zur in ähnlicher Weise festzustellenden Ambivalenz der Totentänze bezüglich ihres sozial-kritischen Aussagepotentials vgl. Kapitel 3. Für den Pariser Totentanz erkennt Fein zum Abschluss, in der finalen Bild-Text-Kombination, die seiner Ansicht nach ein Zusammenfallen der Ebenen darstellt, einen »triumph of the didactic/textual discourse over the visual/ludic element« (ebd., S. 10). Dergleichen kann für den Revaler Totentanz nicht behauptet werden, der (auch dem Lübecker Vorbild zufolge) niemals einen abschließenden Kommentar aufwies.

78 Freytag, »Literatur- und kulturhistorische Anmerkungen«; hier: S. 44. Freytag vermerkt sowohl formale (achtversige Strophen, wesentlich identische Figurenreihung, Anrede des Todes an die jeweils nächste Figur bereits im letzten Vers der vorigen Strophe) als auch zahlreiche textliche Entsprechungen, für die er beispielhaft die Rede von der *créature raysonnelle* bzw. *redelike creatuer* anführt (vgl. ebd.); vgl. dazu auch Warda, *Memento mori*, S. 308; S. 319.

79 Kaiser, »Verkehrte Welt«, S. 115.

Revaler Variante direkte Verweise des Textes auf das Bild.⁸⁰ In der Zusammenschau erscheinen sie den christlichen Vorstellungen als durchaus verpflichtet, jedoch mit dem unterschwelligen Potential kritischer Anfrage. Denn beim rezeptionsseitigen Versuch der ›Harmonisierung‹, des Herauslesens einer bruchlos-konsistenten Deutung, stellen diese Differenzen, wenn nicht unbedingt eine Herausforderung, so doch eine zu weiterer Reflexion Anlass bietende Irritation dar. Nicht zu vernachlässigen ist dabei auch die Tatsache, dass der vergleichsweise eindeutige Sinngehalt des Textes (oder auch ein annehmbarer Deutungsvorrang des Textes) sich den des Lesens und Schreibens Unkundigen erst einmal entziehen muss.

Eine solche Interpretation, welche die Möglichkeit ›materialistischen‹ Denkens im Mittelalter zumindest impliziert, mutet immer noch anachronistisch an. Allerdings sollten entsprechende religions- und metaphysikkritische Denkweisen für das gewöhnlich als ›gläubig‹ wahrgenommene Mittelalter nicht vorschnell ausgeschlossen werden. In der Tat sind sie (zumindest) für das späte Mittelalter bzw. die frühe Neuzeit belegt.⁸¹ Trotzdem wäre es wohl vermessen zu behaupten, dass eine solche Interpretation zur Entstehungszeit des Totentanzes von Reval, selbst wenn sie möglich gewesen sein sollte, eine geläufige gewesen wäre, beabsichtigt war oder gar als legitim betrachtet worden sei. Wenn eine solche Lesart hätte provoziert sein sollen, dann wohl als Teil affektiver Ansprache (›Was, wenn wir wirklich nichts anderes sind als ‚tanzende Materie?‘‹) im Sinne einer dialektischen Überzeugungsstrategie. Und wenn, dann muss wohl davon ausgegangen werden, dass das ›gefährliche‹ Potential durch eine gewisse Rahmung eingeschränkt wurde. Denn nicht nur durch die in der Tat umfassende christliche Färbung des täglichen Lebens und alltäglicher Überzeugungen, und nicht nur durch die Kombination mit dem Text, sondern auch in der konkreten architektonischen Einbettung in sakrale Räume (Kirchen, Kapellen,

80 So spricht etwa der Tod zum Papst: »Magst du auch Stellvertreter Gottes gewesen sein, / [...] so mußt du mir doch folgen und werden, wie ich bin« (Freytag, »Text und Kommentar«, S. 153): »du most my / Volghen vñ werden als ik sy«, ebd., S. 152). Diese Rede bezieht sich offensichtlich auf die bildlich dargestellte Leichengestalt, in welcher der Tod dem Papst gegenübertritt. Zum Bild-Text-Bezug vgl. Warda, *Memento mori*, S. 315. Gerade die weiter oben erwähnte Identität der vielen individuellen Totengestalten mit dem Tod als der Personifizierung des abstrakten Phänomens menschlicher Vergänglichkeit, lässt sich produktiv als eine Art Doppelaussage lesen: Nämlich, dass der Tod jedes Menschen individuell ist – d.h. der Tod zu jedem kommt, in unterschiedlicher ›Gestalt‹ – und dennoch alle genau demselben Schicksal – dem Tode nämlich – unterworfen sind.

81 Vgl. die inzwischen nicht unerhebliche Literatur dazu, etwa Dorothea Weltecke, ›Der Narr spricht: Es ist kein Gott. Atheismus, Unglauben und Glaubenzweifel vom 12. Jahrhundert bis zur Neuzeit‹, Frankfurt a.M./New York 2010; die Beiträge in Friedrich Niewöhner und Olaf Plutta (Hg.), *Atheismus im Mittelalter und in der Renaissance*, 2 Bde., Wiesbaden 1999 sowie Peter Dinzelbacher, *Unglaube im ›Zeitalter des Glaubens. Atheismus und Skeptizismus im Mittelalter*, Badenweiler 2009 und Wilhelm-Schaffer, *Gottes Beamter*, S. 414.

Friedhöfen) wird das Potential devianter Deutungen gleichsam eingehetzt. So verhält es sich freilich auch beim im Nikolaikirche situierten Revaler Totentanz.

Ein Hinweis darauf, dass diese Art der Rahmung als nötig erachtet wurde – also dass, wenn schon nicht die Gefahr einer ›materialistischen‹ Deutung, so doch ein Mangel an christlich-eschatologischen Gehalts gesehen wurde – findet sich in der Tatsache, dass das Bildmotiv der tanzenden Toten bei seiner späteren, rezeptionsgeschichtlich wirkmächtigsten Adaption im Medium des Literarischen eine betont heilsgeschichtliche Rahmung erfährt. So gliedert Hans Holbein der Jüngere (1497–1536) in seinen später stilbildenden *Imagines mortis* (ca. 1526) die Abfolge der Todesbegegnungen in ein heilsgeschichtliches Narrativ ein: Zu Beginn wird ausführlich nicht nur die Moral der *Imagines* erläutert, sondern auch die Geschichte des Sündenfalls erzählt und die Tanzfolge mit Darstellungen des die irdische, diesseitige Zeit beendenden Jüngsten Gerichtes beschlossen. Die ideologische Rahmung, welche den monumentalen Totentänze durch ihre Situierung in sakralen Räumen selbstverständlich ist, wird im spatial notwendigerweise abstrakten Medium des Literarischen auf diese Weise reproduziert.⁸²

Welches Spektrum konkret möglicher Rezeptionsweisen man auch annimmt, es scheint zumindest die Möglichkeit zu bestehen, dass das Bild des tanzenden Todes sich von seiner im Text festgeschriebenen Deutung emanzipiert und zu anderen, ja sogar gegenteiligen Überzeugungen ›verführt‹. In der Tat lässt sich argumentieren, dass die Geschichte der Totentänze genau in einer solchen Emanzipationsbewegung besteht. Denn eben die bildliche ›Nullaussage‹ über die Existenz einer jenseitigen Welt scheint ein wesentlicher Grund zu sein, warum das Motiv der tanzenden Toten (mit menschlichen Mittanzenden oder ohne) nicht nur die sich ausbildenden konfessionellen Grenzen des lateinischen Christentums mit zum Teil erstaunlicher Leichtigkeit überspringt, sondern bis in die heutige Zeit (auch in den säkular geprägten europäischen Gesellschaften) immer wieder rezipiert wird. Auch wenn diese Motivik auf spezifischen historischen (und eben auch theologisch-metaphysischen) Entstehungsbedingungen basiert, vermag sie nach wie vor Faszination auszulösen, eben weil sie sich durch eine – auch für ›anti-metaphysische‹ Weltdeutungen anschlussfähige – Offenheit auszeichnet.

In diesem Potential zur Abweichung aber begegnet die Problematik des Materiellen, sich ihrer Unterordnung und ›Fremdbestimmung‹ zu widersetzen, gleichsam als Wiedergänger: So wie die Materie in der neoplatonisch geprägten Metaphysik sich als in einer Weise eigendynamisch geriert, welche die Vorherrschaft der Formenwelt, ja, deren Existenz unlautererweise zu untergraben imstande ist, so ist

82 Grundsätzlich zu Holbeins *Imagines mortis* und seiner Bedeutung für spätere Totentanzdarstellungen vgl. auch Hans Georg Wehrens, *Der Totentanz im alemannischen Sprachraum. ›Muos ich doch dran–und weis nit wan!‹*, Regensburg 2012, S. 145–150.

es auch dem Totentanzmotiv möglich, die ihm (im Text) vorherbestimmte heilsdидktische Aussage zu unterlaufen und ebenso eine rein ›materialistische‹ Weltdeutung zu behaupten. In seinem latenten kritischen Potential verkörpert der als dynamisch-agile, tanzende Materie-Körper dargestellte Tod damit in entschiedener Weise das ›materielle Prinzip‹; nämlich das integrale Potential, die eigene konzeptionelle ›Vorprägung‹ immer auch in Frage zu stellen.

2.2 Hylemorphe Geld

Was aber hat der hier analysierte Totentanz und das darin aufgegriffene Verständnis des Materiellen als eigendynamisches, gegen seine ›Formbestimmung‹ widerständig auftretendes Agens nun mit der Münzschrift des Copernicus zu tun?

Wie weiter oben bereits bemerkt, hat das in den Totentänzen – und wohl besonders eindrücklich im Stile des Totentanzes von Reval – aufgegriffene und unterschwellig problematisierte, metaphysische Konzept von passiv-empfänglicher, un-eigentlich-verfallender, dabei jedoch latent widerständiger Materie auf der einen und aktiver, ewiger Formgebung auf der anderen Seite seine Entsprechung in bestimmenden geldtheoretischen Überlegungen des Mittelalters. Wie gezeigt werden kann, erweist sich die Münze darin als gleichsam *hylemorphe* Geld, bestehend aus materialem Körper und immateriellem Gepräge; als ein Kompositum, das gerade durch diese dem Materie-Form-Dualismus homologe Struktur auch immer wieder als Erläuterung für das Verhältnis von (materialer) Schöpfung und (immateriellem bzw. ideellem) Schöpfer und seinem Form-gebenden Schöpfungshandeln Verwendung findet. Der Materialität der Münze, also dem Geldmaterial, wird dabei bezeichnenderweise oft eine ebenso vernachlässigbare Rolle zugesprochen wie der Materie in den skizzierten metaphysischen Überlegungen.

Gerade die in Preußen an der Wende zum 16. Jahrhundert betriebene Geld- bzw. Münzpolitik kommt in ihrem Gestus einer solchen Marginalisierung des Materiellen gleich. In den daraus resultierenden, von Copernicus in seiner Münzschrift beschriebenen geldwirtschaftlichen Prozessen aber erweist sich die Materialität der Münze gegenüber ihrer vermeintlich ›höheren‹ gesetzlichen Bestimmung als Störfaktor. Sie zeigt sich dem Anspruch der durch die Prägung vermittelten Wertbestimmung in analoger Weise als widerständig, behauptet ihren (buchstäblichen) Eigenwert und zeigt, dass sie Rolle und Bedeutung der gesetzlichen ›Form-Prägung‹ zu untergraben imstande ist. Die oben aufgezeigten strukturellen Homologien von Metaphysik und Münzgeld tragen auch insofern, als dass die Materialität der Münze hier in bemerkenswerter Weise dem Materiellen als widerständig und geradezu eigensinnig auftretend gleicht, so, wie sie auch im oben analysierten Totentanz aufgegriffen und verhandelt wird. Bevor auf die Münzschrift des Copernicus selbst einzugehen ist, gilt es daher, die hier bezeichneten Konzeptualisierungen des Münzgel-

des vorzustellen, auf die er sich in seinen eigenen geldtheoretischen Analysen und Schilderungen auch wesentlich bezieht.

2.2.1 Die Geldbestimmungen des Aristoteles

Die wohl ältesten und historisch zweifellos wirkmächtigsten geldtheoretischen Überlegungen finden sich in zwei der berühmtesten Schriften des Aristoteles: der *Nikomachischen Ethik* und der *Politik*. Bemerkenswerterweise werden in diesen zwei Schriften genau zwei Bestimmungen des Geldes vorgelegt, aus deren Zusammen schau sich auf nicht weniger als ein *hylemorphe*s Verständnis des Geldes – genauer gesagt des Münzgeldes – schließen lässt.

Die erste geldtheoretische Bestimmung des Aristoteles, in der *Nikomachischen Ethik*, entwirft er im Zuge der Frage nach dem gerechten Tausch.⁸³ Gerechtigkeit ist ihm zufolge bei einer Tauschhandlung nur gegeben, wenn Äquivalenz, also vollkommene Gleichwertigkeit, der Tauschgüter vorliegt. Wie aber lässt sich diese feststellen? Aristoteles trifft hier gewissermaßen erstmalig die (später bei Marx wichtig werdende) Unterscheidung von Gebrauchswert und Tauschwert. Die Qualitäten und Eigenschaften, und damit der Gebrauchswert von Gütern, unterscheiden sich dermaßen, dass es schwierig erscheint, hier von Vergleichbarkeit, geschweige denn von Äquivalenzen zu reden. Es muss aber, so der Philosoph, doch »alles, was ausgetauscht wird, irgendwie vergleichbar sein. Dafür ist nun das Geld auf den Plan getreten: es wird in dem Sinne zu einer Mittelinstanz, denn alles lässt sich an ihm messen, auch das Zuviel und das Zuwenig, wie viel Schuhe denn etwa einem Haus oder Nahrungsmitteln gleichwertig sind.«⁸⁴ Gleichwertigkeit, und damit Gerechtigkeit im Tausch, kann also, so Aristoteles, gewahrt werden durch ein Drittes: eine Maßeinheit, über welche qualitativ unterschiedliche Tauschgüter in Relation zueinander gesetzt werden können. Geld wird hier also als zum Zwecke des Tausch handels eingeführt verstanden. Seine primäre, ja, eigentliche Funktion ist es, *Wertmaßstab* zu sein und somit den Handel zu erleichtern bzw. einen gerechten Handel erst zu ermöglichen. Es hat daher einen *ethischen* Zweck, nämlich einem funktionierenden Gemeinwesen zu dienen; ist Geld doch »jenes Ding, das als Wertmesser Meßbarkeit durch ein gemeinsames Maß und somit Gleichheit schafft. Denn ohne Austausch gäbe es keine Gemeinschaft, ohne Gleichheit keinen Austausch und ohne Meßbarkeit keine Gleichheit.«⁸⁵

83 Vgl. Aristoteles, *Ethik*, V, 7, 1132b 8–29. Freilich sind philosophische Äußerungen zu Geld seit den Vorsokratikern überliefert (vgl. etwa Richard Seaford, *Money and the Early Greek Mind. Homer, Philosophy, Tragedy*, Cambridge 2004), allerdings nicht mit dem systematischen Anspruch, der sich bei Aristoteles findet.

84 Aristoteles, *Ethik*, V, 8, 1133a 12–29.

85 Ebd., V, 8, 1133b 14 – 1134a 2.

Ausdrücklich (und gleich zwei Mal) betont Aristoteles nun, dass es sich bei diesem Maßstab um einen offensichtlich eigens zu diesem Zweck geschaffenen, ›künstlichen‹, handelt. Denn, so lautet die oft zitierte Passage, »als eine Art austauschbarer Stellvertreter [...] ist das Geld geschaffen worden, auf Grund gegenseitiger Übereinkunft [synethento]. Und es trägt den Namen ›Geld‹ (*nomisma*), weil es sein Dasein nicht der Natur verdankt, sondern weil man es als ›geltend‹ gesetzt (*nomos*) hat und es bei uns steht, ob wir es ändern oder außer Kurs setzen wollen«⁸⁶ Geld – zumindest im Deutschen etymologisch korrekt von ›Geltung‹ abgeleitet⁸⁷ – kommt seine Wertigkeit hier also aufgrund des ›Gesetzes‹ (*nomos*) zu, welches seine Gültigkeit festlegt. Diese Betonung der ›künstlichen‹ und von Konvention, Brauch oder eben gesetzlicher Vorgabe bestimmten Geltung ist, wie schon angedeutet, auch als ›nominalistische Position‹ oder Zeichentheorie des Geldes bezeichnet worden. Geld erscheint hier als ein willkürlich geschaffenes und festgelegtes *Zeichen*: ein Zeichen, das Wert repräsentiert, dabei aber im Wesentlichen unabhängig von (s)einem physischen Trägermedium gedacht werden kann. Diese Überlegung ist die Grundlage für die klassische Bestimmung des sogenannten Fiatgelds: Geld, dessen Gültigkeit und Wert nicht auf seiner Materialität beruhen oder dem Versprechen, es für eine bestimmte Menge eines Materials bzw. einer Ware einzulösen, sondern allein auf (staatlicher) Setzung bzw. auf der darauf zurückzuführenden Erwartung, dass es für künftige Transaktionen als Zahlungs- bzw. Tauschmittel akzeptiert werde.⁸⁸

Die dieser Konzeption entgegengesetzte, ausdrückliche Kopplung des Geldes an die Materialität seines physischen Trägermediums scheint nun Aristoteles' zweiter Bestimmung des Geldes zu entsprechen. Diese findet sich in seiner *Politik*, genauer in seinen Überlegungen zur Entstehung des Staatswesens. Er zeichnet hier eine bis

-
- 86 Ebd., V, 8, 1133a 12–29 – 1133a 29–14; Herv.: PL. Die andere Passage lautet: »Es muß also ein bestimmte Maß-Einheit geben, und zwar muß sie auf gültiger Übereinkunft beruhen. Daher der Name ›Geld‹ (*nomisma* – ›was nach Übereinkunft gilt‹), denn es macht alle Dinge durch gleiches Maß meßbar, da alle Dinge durch das Geld gemessen werden« (ebd., V, 8, 1133b 14 – 1134a 2).
- 87 Zur Wortgeschichte vgl. Markus Stock, »Von der Vergeltung zur Münze: zur mittelalterlichen Vorgeschichte des Wortes Geld«, in: *Geld im Mittelalter. Wahrnehmung-Bewertung-Symbolik*, hg. von Klaus Grubmüller und Markus Stock, Darmstadt 2005, S. 34–51.
- 88 Vgl. »Fiat Money«, in: *The New Palgrave Dictionary of Money & Finance*, hg. von John Eatwell, Murray Milgate und Peter K. Newman, 3 Bde., London/New York 1994. Alle heutigen gesetzlichen Zahlungsmittel sind, wie in diesem Zusammenhang unweigerlich zu bemerken ist, Fiatgeld: Dies natürlich seit der Aufkündigung des Bretton-Woods-Abkommens im Jahre 1971/1973, das noch das Einlösen der internationalen Leitwährung Dollar in Gold garantierte. Angesichts der jahrhundertelangen Bedeutung des Waren- bzw. Materialgeldes ist diese Abkopplung auch vielfach als Beginn einer neuen ökonomischen Ära bezeichnet worden. Vgl. Joseph Vogl, »1973: Financialization and the Conditions of Postmodernity«, in: *Eutomia* 1/13 (2014), S. 107–118; hier: S. 107.

heute wirkmächtige Genealogie des Geldes nach, in welcher sich die Transaktionen mit Geld notwendig aus dem als »ursprünglich« angenommenen Naturalientausch entwickeln. Als dieser »fremdbezogen« wurde,

da wurde notwendigerweise der Geldverkehr geschaffen. Denn nicht jedes der naturnotwendigen Güter ist leicht zu befördern. Deshalb traf man mit Rücksicht auf das Tauschen eine derartige Übereinkunft, einander zu geben und zu nehmen, was selber als natürliches Ding im Hinblick auf das Leben über gut handhabbaren Nutzen verfügte, wie etwa Eisen oder Silber, und falls sonst noch derartiges zur Verfügung war, wobei man es zunächst allgemein nach Größe und Gewicht bemäß, schließlich und endlich aber ein Prägezeichen darauf drückte, damit eben dieses Zeichen die Leute von der Bemessung freistelle. Denn das Prägezeichen wurde als Zeichen der Qualität eingesetzt.⁸⁹

Geld erscheint auch hier als zur Erleichterung des Handels eingeführt und per »Übereinkunft« (*syneikonto*) bestimmt, allerdings mit einem wichtigen Unterschied: Geld ist hier eben kein willkürlich festgelegter Maßstab, sondern zuallererst *Tauschmedium*. Es ist keine Relation, sondern ein Ding. Aristoteles bezieht sich dabei ganz offenbar auf die Münze als Geldobjekt, das, wie sich aus seiner genealogischen Herleitung klar ergibt, selbst Warenqualität besitzt. Dessen Wertigkeit verdankt sich hier zu allererst nicht den Festlegungen des *nomos*, sondern seiner materiellen Beschaffenheit. Sein Wert ist hier der Wert, welcher seinem Material im Naturalientausch zukommt,⁹⁰ also Verhandlungssache zwischen Handelpartner:innen. Die genannte »Übereinkunft« erscheint in diesem Lichte nicht als gesetzliche Festlegung, sondern eher als aus dem Marktgeschehen emergierende Konvention. Dem Prägezeichen scheint dabei zunächst sekundäre Bedeutung zuzukommen, indem es, als Zeichen für den Materialwert, als auf diesen hingewandert erscheint.

Die strenge Bindung des Geldes und seines Wertes an sein Material ist auch »metallistische Position« oder Warentheorie des Geldes genannt worden.⁹¹ Mit einer solchen Kopplung an das Material sind gewisse Vorteile verbunden: Sie erlaubt,

89 Aristoteles, *Staatstheorie*, I, 9, 1257a.

90 Streng genommen geht Aristoteles hier noch davon aus, dass dies der Gebrauchswert ist, welcher jenem Material eben im »gut handhabbaren Nutzen« zukommt. Dem ist hinzuzufügen, dass das Geld in der von ihm zuletzt skizzierten Tauschsituation genauer besehen eben nicht mehr mit diesem »intrinsischen« Gebrauchswert identisch ist, da es als Tauschmedium neue Qualität gewinnt: Der Geldwert beruht dann nicht zuletzt auf der Akzeptanzerwartung, d.h. der Erwartung, dass jenes Material (unabhängig von seinem Gebrauchswert) in zukünftigen Tauschprozesse neu einlösen zu können. Anders ausgedrückt kann sein Gebrauchswert als *Tauschmittel* seinen »ursprünglichen« Gebrauchswert klar übersteigen. Hier nähern sich Warentgeld und Fiatgeld einander an. Unabhängig davon jedoch fungiert der Gebrauchswert des Materials freilich als eine Art Geldwertgarant, welcher nicht hinter jenen zurückfallen kann.

91 Vgl. Schumpeter, *History*, S. 63.

wie auch Aristoteles impliziert, Transaktionen zwischen ›Fremden‹, welche nicht automatisch die Geltung eines die Wertigkeit des Geldes verbürgenden *nomos* akzeptieren können oder wollen. Darüber hinaus schließt sie auch verschiedene Missbräuche aus: Materialgeld ist, soweit seine Qualität garantiert ist, fälschungssicher; vor allem aber kann es auch von ›gesetzlicher‹ Seite, also die der Prägung veranlassenden bzw. garantierenden Autorität, in seinem Materialwert nicht willkürlich abgeändert, außer Kraft gesetzt oder gar über die Maßen zum eigenen Vorteil vermehrt werden (gerade diese Punkte sind für die weiter unten diskutierte Problematik der Münzentwertung von größter Wichtigkeit). Materialgeld, vor allem solches aus ›edlen‹ Materialien wie Gold oder Silber, ist ein begrenztes Gut, was seine Echtheit ebenso wie seine relative Wertbeständigkeit garantiert.

Was aber ist nun Geld aus Aristoteles' Sicht? Ist es eine künstliche Maßeinheit, deren Gültigkeit und Wert sich der sozialen und/oder politischen Setzung verdankt (›Nominalismus‹)? Oder ist es eine Ware, der die besondere Funktion eines Tauschmittels zukommt und deren Wert sich ihren ›natürlichen‹, materialen Qualitäten verdankt (›Metallismus‹)? Aristoteles ist auf beide Positionen reduziert und auch für beide vereinnahmt worden.⁹² Bemerkenswerterweise begründen beide Herleitungen des Geldes, wie Aristoteles sie schildert, bis heute widerstreitende Positionen über die Entstehung des Geldes: auf der einen Seite als staatlicherseits eingesetztes, ›gesetzliches Zahlungsmittel‹, auf der anderen Seite als Produkt des Marktes, auf dem es (als Ware) gehandelt wird.⁹³ Aristoteles allerdings scheint beide Perspektiven nebeneinander stehen zu lassen. So räumt er schon in der *Ethik*, in der er der geldwerttheoretisch nominalistischen Position zuzuneigen scheint, ein, es ginge »mit dem Geld genauso (wie mit anderen Gütern), denn sein Kurswert ist nicht immer

⁹² Vgl. Wood, *Medieval Economic Thought*, S. 73.

⁹³ Erstere Position ist von Georg Friedrich Knapp ausformuliert worden (Georg Friedrich Knapp, *Staatliche Theorie des Geldes*, Leipzig 1905), letztere von Carl Menger (Carl Menger, »On the Origins of Money«, in: *The Economic Journal* 2/6 (1892), S. 239–255. Vgl. Mark Peacock, *Introducing Money*, London 2013, S. 18–46. Was die rezenten Diskussionen angeht, so ist, wie David Graeber überzeugend zusammenfasst, die von Aristoteles geschilderte Genealogie des Geldverkehrs aus dem Naturalientausch ein Mythos, für den jeglicher historische, ethnologische und sozialökonomisch-theoretische Beleg fehlt (vgl. Graeber, *Schulden*, S. 27–34). Vgl. auch Fayazmanesh, *Money and Exchange*, S. 130: Diese Herleitung sei »a beautifully constructed history of the origin of money, but this was no real history, it was a fantasy« (ebd.). Im Widerspruch dazu versuchte in jüngerer Zeit etwa Hermann Elendner die hohe Wahrscheinlichkeit einer Marktemergenz des Geldes mithilfe eines mathematischen Modells zu belegen (vgl. Hermann Elendner, *On the Emergence of Money. The Formation of Media of Exchange in Artificial Societies*, Saarbrücken 2009).

Die Relevanz der Frage nach der Herkunft des Geldes speist sich unter anderem aus der Tatsache, dass darauf immer auch zurückgegriffen wird bei der Frage nach der Rolle und Bedeutung des Staates bei Kontrolle und Regulation von Geld und Geldgeschäften (vgl. Graeber, *Schulden*, S. 58–78).

derselbe.«⁹⁴ In der *Politik* wiederum schreibt er, Geld erscheine oft »nur ein albernes Gerede zu sein und überhaupt bloß ein Herkommen«⁹⁵. Letzteres ist alternativ, und vielleicht prägnanter, auch mit »Fiktion«⁹⁶ übersetzt worden, was die Arbitrarität des Geldes und seines Wertes, auf die Aristoteles immer wieder abhebt, besonders deutlich zum Ausdruck bringt. Seine Überlegungen offenbaren also vielmehr eine Doppelperspektive, welche nicht nur zwei Geldfunktionen (Wertmaß und Tauschmedium) fokussiert, sondern zugleich auch den Doppelcharakter des Geldes als Relation und Ding umfasst, ohne dieses definitorische Spannungsverhältnis aufzulösen. Dass beide Wertbestimmungen kollidieren können – dass etwa das im Wert schwankende Material eine Veränderung des von ihm konstatierten Wertmaß bedeuten, und diese Funktion damit torpedieren könnte – ist eine Überlegung, die ihm nicht in den Sinn zu kommen scheint.

Sucht man nun die Zusammenschau (denn Aristoteles spricht in beiden Schriften offenbar vom selben Geld) so erscheint es als spannungsreiche Kombination von Zeichen *und* Material. Denn als »Stellvertreter« im (gerechten) Tauschgeschehen wird dem Geld auch in der *Ethik* eine physische Existenz zugesprochen, die seinen Wert explizit mitbestimmt. Und auch im Falle der geldwerttheoretisch metallistisch anmutenden Ausführungen in der *Politik* gilt ja, dass das Geld zwar nicht seinen Wert, wohl aber seine Gültigkeit der Prägung verdankt. Hinter dieser aber muss eine wie auch immer geartete Autorität stehen, welche die Qualität der Geldobjekte verbürgt. Erst dann, wenn umständliche Qualitäts- und Quantitätskontrollen (z.B. durch Abwiegen) vom ungleich einfacher durchzuführenden Zählen hinreichend homogener Wertzeichen ersetzt wird, erfüllt Geld den von Aristoteles bezeichneten Zweck, Erleichterung des (gerechten) Handels zu sein. Es ist daher, ungeachtet ihrer in diesem Fall werttheoretisch sekundären Stellung, die Prägung, welche die Münze(n) zu Geld macht.

Bemerkenswert ist nun, dass das Münzgeld in dieser Doppelbestimmung als Form-Materie-Kombination erscheint. Es ist von zutiefst hylemorpher Struktur – obwohl dies von Aristoteles so nicht gesagt wird und beide Bestimmungen des Geldes von ihm nicht in einer Synthese zusammengefügt werden. Das Geldobjekt der Münze ist nichts anderes als geprägte, das heißt mit Form versehene, *geformte* Materie. Jedenfalls spiegelt das Verhältnis von Geldmaterial und Prägung das Verhältnis von Materie und Form auf geradezu verblüffende Weise wider.

⁹⁴ Aristoteles, *Ethik*, V, 8, 1133a 29-b 14. Aristoteles schreibt hier über die Möglichkeit der Wertaufbewahrung, welche Geld ermöglicht, also die dritte ›klassische‹ Geldfunktion. Da diese Funktion im vorliegenden Zusammenhang nicht zentral ist, wird hier nicht weiter darauf eingegangen.

⁹⁵ Aristoteles, *Staatstheorie*, I, 9, 1257a.

⁹⁶ Aristoteles, *Politik*, hg. von Eugen Rolfes, übers. von dems., eingeleitet von Günther Bien, Hamburg 1981, I, 9, 1257a.

Es fällt nun in der Tat leicht, dem Geldmaterial eine sekundäre Position zuzuschreiben, ebenso wie es im aufgrund der neoplatonisch geprägten Aristotelesrezeption mit der Materie als »Grundsubstanz« geschehen ist. Denn, wie Aristoteles verdeutlicht, erhält die Münze ihre Identität und ihre wesentliche Funktion als Zahlungsmittel allein mit ihrer Prägung. Vernachlässigt man die sich im Geldmaterial begründende Wertzuschreibung – da sich der Wert ja ebenfalls der gesetzlichen Bestimmung verdanken kann – so verdankt die Münze all ihre wesentlichen Eigenschaften allein ihrem Prägezeichen.

2.2.2 Münzgeld und Metaphysik

Eben diese Sicht, das Geld (und eben auch das Münzgeld) vorwiegend als zeichenhaft zu sehen, ist für die Gelehrten der mittelalterlichen Scholastik herausgearbeitet worden, welche die aristotelischen Schriften im lateinischen Europa zuerst in Gänze rezipierten. In ihren Kommentaren zu den Ausführungen des Aristoteles begreifen Albert der Große (ca. 1200–1280), Thomas von Aquin (ca. 1224–1274), Heinrich von Friemar (ca. 1245–1340) und andere Geld tatsächlich zuvorderst als künstlich eingesetztes Wertmaß. Es dient, wie schon bei Aristoteles, zur Herstellung von Äquivalenz im gerechten Tausch, und nur in diesem Zusammenhang als (materiales) Tauschmittel zur Befriedigung »natürlicher« Bedürfnisse. Insbesondere bei Thomas von Aquin, der weithin als Vertreter einer nominalistischen Geldwerttheorie gilt, ist die Wertmaßfunktion des Geldes als dessen bestimmende Definition herausgearbeitet worden.⁹⁷ Thomas übersetzt das *nomos*, dem das Geld bei Aristoteles Gültigkeit und Wert verleiht, mit *lex*, das sich bei weitem eindeutiger auf buchstäbliche gesetzliche Vorgaben zu beziehen scheint als seine semantisch breiter aufgestellte griechische Entsprechung. Geld wird bei ihm geradezu »eindimensional als Wertmesser«⁹⁸ verstanden, während den Funktionen als Tauschmedium und Wertspeicher – denen sich Thomas freilich bewusst ist – geradezu dienende, in jedem Fall aber sekundäre Bedeutung zukommt.

Diese Sicht auf die aquinschen Überlegungen sind in der Vergangenheit vor allem vom Ökonomiehistoriker Odd Langholm kritisiert worden. Er bemängelt, dass

⁹⁷ Vgl. Wood, *Medieval Economic Thought*, S. 74. Zu Bonaventura vgl. Wittreck, *Geld als Instrument*, S. 419f. Thomas' Überlegungen sind daher auch schon bezeichnet worden als »ein früher Versuch der Knappschen ›Staatlichen Theorie des Geldes‹ [i. O. Herv.]« (Gerhard Kolb, *Geschichte der Volkswirtschaftslehre. Dogmenhistorische Positionen des ökonomischen Denkens*, München 2004, S. 13). Vgl. des Weiteren John T. Noonan, *The Scholastic Analysis of Usury*, Cambridge MA 1957, S. 52; Wilhelm Weber, *Geld und Zins in der spanischen Spätscholastik*, Münster 1962, S. 74. Zu einer näheren Diskussion der Positionen zu den Aquinschen geldtheoretischen Ausführungen vgl. Wittreck, *Geld als Instrument*, S. 411f.

⁹⁸ Ebd., S. 370; vgl. ebd. 389.

bei dieser Charakterisierung übersehen werde, dass Thomas in seiner Aristotelesrezeption durchaus den Warencharakter und den Materialwert des Geldes thematisiert. So schreibt Thomas etwa vom *pecunia argentia* (Silbergeld) und nennt gerade Silber ein rares, kostbares, und für die Münzprägung nützliches Material. Thomas sei sich des Materialwerts des zu seiner Zeit umlaufenden Geldes voll bewusst, was einer geldwerttheoretisch nominalistischen Position widerspräche.⁹⁹

Die neuere, umfassende Untersuchung Fabian Wittrecks über die geldtheoretischen Äußerungen des Thomas zeigt allerdings, dass dieser Geld zwar tatsächlich oftmals mit Silbermünzen gleichsetzt, aber in alles anderer als normativer Diktion. Vielmehr ist dies dem Bezug auf die zeitgenössischen monetären Realitäten und dem konkreten Bezugsrahmen, in dem seine jeweiligen Äußerungen stehen, geschuldet. Dass das Geld bzw. die Münze auch für Thomas einen Materialwert hat, bedeutet weder, dass es nicht anders sein könne, noch, dass der das Münzprivileg ausübende Souverän den Wert des Geldes nicht davon unabhängig festzulegen imstande wäre.¹⁰⁰ Insbesondere zeigt Wittreck an einer bislang wenig beachteten Diskussion des Thomas dessen prinzipiell nominalistische Position auf: Thomas vertritt darin die Ansicht, dass der das Münzprivileg ausübende Souverän selbstverständlich die Möglichkeit habe, etwa einem ›Bleidenar‹, also einer bleiernen Pfennigmünze, den über ihren Materialwert weit hinausgehenden Wert von 100 Denaren (Silberpfennigen) zuzusprechen; ein Beispiel, das zeigt, »daß Thomas die obrigkeitliche Geldwertfestsetzung als solche selbstverständlich erschien«¹⁰¹. Geld bzw. die Münze kann durchaus Materialwert haben, *hat* es in der Regel auch, muss es aber nicht; maßgeblich ist für Thomas der *valor impositus*, der in es ›hineingelegte‹ Wert. Geld – und hier ganz eindeutig auch das Münzgeld – fungiert für ihn daher zuvorderst als von Material und Materialwert unabhängiges, vom Souverän bestimmter Wertmesser, dessen (Wert-)Größe obrigkeitlich festgelegt, außer Kraft gesetzt und abgeändert werden kann. Geschehen solle dies im Sinne des Gemeinwohls, wie Thomas vermerkt, was die freie Verfügbarkeit des Fürsten theoretisch beschränkt. Er zieht daraus jedoch »keine Konsequenzen für die geldrechtliche Praxis«¹⁰²; im Grunde kennt Thomas also weder prinzipielle noch rechtliche Schranken für die Verfügungsgewalt des Souveräns über Geld und Geldwert.

⁹⁹ Vgl. Langholm, *Economics*, S. 236. Vgl. auch Wittreck, *Geld als Instrument*, S. 338.

¹⁰⁰ Vgl. ebd., S. 426. Thomas bezeichnet Geld, Münzgeld und Vermögen offenbar weitgehend austauschbar als *moneta*, *numisma*, *denarius*, *pecunia*, *argentum*, wobei der jeweilige Begriff vom jeweils kommentierten Referenztext bzw. dem konkreten Bezugsrahmen abhängt (vgl. ebd., S. 369). Dazu passt auch, dass Thomas bei der Aufzählung von Münzmaterialien auch das verhältnismäßig wertlose ›Erz‹ (wohl Kupfer, Eisen oder Bronze) aufzählt (vgl. ebd., S. 337).

¹⁰¹ Ebd., S. 424; vgl. auch ebd., S. 416–427. Vgl. zum Folgenden auch Arthur Eli Monroe, *Monetary Theory before Adam Smith*, Gloucester MA 1965 S. 27.

¹⁰² Wittreck, *Geld als Instrument*, S. 433.

Demzufolge widersprechen die Überlegungen des Thomas' der Feststellung, dass im Mittelalter der Zahlwert von Münzen als weitgehend ihrem Materialwert entsprechend angesehen wurde (wie eben die Etymologie des französischen *argent* zeigt). Es ist spekuliert worden, dass zu seiner und anderer Gelehrter Präferenz des gesetzlich festgelegten Geld- und Münzwertes eben jene Tatsache beigetragen hat, dass Geld lange Zeit tatsächlich weitgehend nicht als Objekt (also als Münze), sondern zuvorderst als abstrakte Werteinheit existierte¹⁰³ – eine Tatsache, auf die an dieser Stelle näher einzugehen ist. Insbesondere höhere Denominationen waren reine Recheneinheiten: Im mit den karolingischen Reformen eingeführten System von Pfennig, Schilling (12 Pfennig) und Pfund (20 Schilling bzw. 240 Pfennig), wurde allein ersterer als Münze ausgeprägt. Erst im 12. Jahrhundert kamen höhere Nominale (Groschen) hinzu, bis Mitte des 13. Jahrhunderts auch das Pfund als Münze ›realisiert‹ wurde. Obwohl, wie oben schon am Beispiel Englands erläutert, eine zunehmende Monetarisierung im Sinne einer immer alltäglicher werdenden Verwendung von Münzen seit dem 9. Jahrhundert festzustellen ist, blieben doch bis in die Neuzeit hinein Zahlungen in Form von Arbeitsdiensten und Naturalien bzw. Handelswaren üblich. Auch zu Zeiten des Copernicus wurden zwar insbesondere agrarische Pachtzahlungen in Münzgeld getätig; Naturalien- oder Warenzahlungen waren aber keineswegs unüblich. Die persistierende Existenz von Geld als ›Buchgeld‹ mag dazu beigetragen haben, dass Geld auch in seiner ›Verkörperung‹ als Münze von scholastischen Gelehrten zuallererst als abstraktes, gesetzlich festgelegtes Wertmaß begriffen wurde.¹⁰⁴

103 Das beste Beispiel hierfür stellt wohl das Wergeldsystem dar, das Kompensationen für Rechtsverletzungen etwa in römischen *solidi* bzw. Schillingen festlegte, ohne dass solche Zahlungen realistisch oder auch nur möglich gewesen wären, eben da zu dieser Zeit gar keine *solidi* im Umlauf existierten! Vielmehr dienten sie allein als Wertmaß zur Evaluation und Entschädigungen wurden in festgelegten Wertäquivalenten (also Gütern und Arbeitsdiensten) geleistet. Jene *solidi* erfüllten ganz den Zweck des von Aristoteles in der *Ethik* erläuterten Wertmaßes, ohne jedoch zugleich Tauschmedium oder Zahlungsmittel zu sein. Ihr Wert bestimmte sich allein der legalistischen – bzw. nominalistischen – Festlegung. Vgl. Wood, *Medieval Economic Thought*, S. 78 bzw. Spufford, *Money and its Use*, S. 35.

104 Vgl. Wood, *Medieval Economic Thought*, S. 76; vgl. Peter Spufford, *Handbook of Medieval Exchange*, London 1986, S. xxv. Dazu wie auch zur sonstigen Vielfalt von Zahlungsmöglichkeiten vgl. Gerhard Rösch, »Wirtschaftsexpansion und Münze im 12. Jahrhundert. Ein Problem der Geldgeschichte«, in: *Institut für Österreichische Geschichtsforschung, Mitteilungen* 101/1 (1993), S. 17–36; hier: S. 23ff. Vgl. auch die klassische Studie Marc Bloch, »Économie-Nature ou Économie-Argent: Un Pseudo-Dilemme«, in: *Annales d'histoire sociale* 1/1 (1939), S. 7–16. Vgl. auch Carlo M. Cipolla, *Money, Prices, and Civilization in the Mediterranean World. Fifth to Seventeenth Century*, Princeton NJ 1956, S. 39f. Dem vergleichsweise unentwickelten Münzwesen im lateinischen Europa standen zu dieser Zeit das byzantinische und das arabische Münzsystem gegenüber, welche auch Gold- und Kupfermünzen in einem ungleich komplexeren Wirtschaftsraum verwendeten.

Freilich ist die Scholastik weder auf Thomas von Aquin noch auf diese geldtheoretische Position zu reduzieren. In der Tat bildet sich in der Folge eine beachtliche Diversität an Überlegungen zu Geld heraus, in der auch dessen Materialwert größere Berücksichtigung findet und in denen die nominalistische Position nachdrücklich kontestiert wird (worauf im Weiteren noch einzugehen sein wird). Von besonderer Bedeutung sind Thomas' Überlegungen allerdings, weil an ihnen die Nähe geldtheoretischer Überlegungen und metaphysischen Gedankenguts deutlich wird, die im Folgenden zur Legitimation obrigkeitlicher Verfügungsgewalt über Münze und Münzwesen Verwendung fand.

So zeigen sich angesichts der konstatierten ›Hylemorphie‹ des Münzgeldes bemerkenswerte Parallelen zwischen einem solchen nominalistischen Geld- und Geldwertverständnis und der weiter oben angesprochenen, tendenziellen Marginalisierung des Materiellen. Denn im Falle der Materie als metaphysischer Grundsubstanz wie auch dem des Geldmaterial scheint es gleichermaßen eine unabhängig von diesen existierende, immaterielle und ewige Form zu sein, welche sie gleich einer höheren Macht von außen bestimmt. Dabei erscheint hier wie dort die materiale Komponente als uneigentliche, ja, vernachlässigbare Größe, da im Falle des Geldes, wie bei Thomas ganz konkret formuliert, auch relativ wertlose Materialien wie Blei beliebig mit Wert ›aufladbar‹ erscheinen.

Dass es sich bei dieser Parallelisierung von Metaphysik und Geldtheorie nicht allein um eine nur aus moderne Perspektive sichtbare Deutung handelt, zeigt sich schon daran, dass gerade Thomas in seinen Schriften das Münzgepräge gleich mehrfach als ein Gleichnis verwendet, um nichts weniger als die Gottesebenbildlichkeit des Menschen zu erläutern: »Et sic *imago Dei* est in *creatura*, sicut *imago regis* in *denario*, ut dicit Augustinus; et sic est *imperfectus modus imaginis*¹⁰⁵ – das Bildnis Gottes ist, wenn auch in unvollkommener Weise, in der Kreatur, so wie das Bildnis des Herrschers auf dem Pfennig. Die Münzhoheit wird so mit der göttlichen Schöpfungsmacht und letztlich absoluten Verfügungs- und Bestimmungsgewalt über die Schöpfung gleichgesetzt. Zwar ist bei Thomas' Version des Gleichnisses von Materie keine Rede, wohl aber vom *imperfectus modus imaginis*, welcher auf der Geschöpflichkeit und damit mittelbar auf dem diesseitigen, materialen Sein der (menschlichen) Kreatur beruht. Darüber hinaus ist in Anschlag zu bringen, dass Thomas, eigenen Angaben zufolge dieses Gleichnis eben von Augustinus übernimmt, während es zugleich bei den Kirchenvätern Origenes (ca. 185–245), Hilarius von Poitiers (ca. 315–367) und Kyrillios von Alexandria (ca. 375–444) belegt ist – und welche, nebenbei bemerkt, allesamt (und zu ihrer Zeit selbstverständlich) als

105 Thomas von Aquin, I Sententiarum 28.2.1 ad 3; zitiert aus: Wittreck, *Geld als Instrument*, S. 438.

Thomas gebraucht dieses Gleichnis unter anderem in seinem Sentenzenkommentar, in der *Summa* und in seinem Kommentar zum 2. Korintherbrief; vgl. ebd., S. 438f.

dezidiert neoplatonisch geschulte Theologen zu betrachten sind.¹⁰⁶ In der Tat findet sich jenes Gleichen in ähnlicher Form bereits im vorchristlichen Platonismus: Robert Seaford, welcher Zusammenhänge von Geld- und Philosophiegeschichte in der griechischen Antike untersucht hat, weist explizit auf die Parallele von der Vorstellung des beseelten Menschen und dem Münzgeld hin. Denn »[a] coin, like a human being, is the material embodiment of an invisible essence (value, the soul) present also in other coins or human beings.« In eben diesem Sinne, so Seaford, nennt etwa Philon von Alexandria (ca. 15 v. Chr.-40), die menschliche Seele *nomisma* (Münze) und »its mark the eternal *logos* impressed by the seal of god«¹⁰⁷.

Aber auch später wird dieses Gleichen noch aufgegriffen. Kein geringerer als Nicolaus Cusanus nutzt es im 15. Jahrhundert in noch ausführlicherer Weise als Thomas, um die Schöpfungstätigkeit Gottes und seine Ebenbildlichkeit zum Menschen zu erläutern. Er scheint die geldwerttheoretisch nominalistische Position zu replizieren, wenn er in seinem *Dialogus de ludo globi* (*Vom Globusspiel*, 1463) schreibt:

Dasjenige, was die Münze oder das Geldstück zur Münze macht, ist das Bild oder Zeichen dessen, dem sie gehört. Wenn das Zeichen dem Münzherrn gehört, dann hat auch die Münze sein Bild, etwa das Gleichen seines Antlitzes. [...] Und weil es ohne ein solches Zeichen keine Münze wäre, so ist das eine, was auf jeder Münze dargestellt ist, das einzige Vorbild und die Formursache von allen Münzen. [...] Der Schöpfer, der Münzherr ist also in allen Münzen durch seine Wesengestalt [Herv. i. O.]¹⁰⁸

Bei Cusanus wird nun der Materialität der Münze, welche bei Thomas Version des Gleichen keine nähere Beachtung findet, eine dezidiert nebensächliche Rolle zugesprochen. Dies entspricht freilich ganz den oben erläuterten, neoplatonisch gefärbten metaphysischen Entwürfen: »Die münzbare Materie wird also durch das Zeichen zum Geldstück. Sie heißt dann gezeichnete oder geprägte Materie, welche die Bestimmung der Möglichkeit, Geldstück zu sein, aufgenommen hat.«¹⁰⁹ Materie erscheint auch hier, wie im neoplatonisch gefärbten Hylemorphismus, als reine Potenz, die erst und nur in Hinblick auf die immaterielle Form Realität gewinnt.

¹⁰⁶ Vgl. ebd., S. 438. Zu Kyrillios von Alexandria vgl. Roy Kearsley, »The Impact of Greek Concepts of God on the Christology of Cyril of Alexandria«, in: *Tyndale Bulletin* 43/2 (1992), S. 307–329.

¹⁰⁷ Dieses und das vorige Zitat: Seaford, *Money*, S. 298.

¹⁰⁸ Nicolaus Cusanus, *Vom Globusspiel. De Ludo Globi*, hg. von Gerda von Bredow, Hamburg 1952, S. 92f.

¹⁰⁹ Ebd., S. 93. An dieser Stelle verschiedene Münzmaterialien aufzuzählen, aus denen verschiedene Denominationen »geformt« würden und so eine Vielfalt der Menschen bei gleichzeitiger Gleichheit ihrer Form zu behaupten o. ä. ist ein – vielleicht aus heutiger Sicht – naheliegender Gedanke, den Cusanus jedoch nirgends andeutet.

Umgekehrt wird in dieser rekurrierenden Gleichsetzung von Münzhoheit und göttlicher Verfügungsgewalt die Münze zur Schöpfung des Herrschers deklariert,¹¹⁰ die herrscherliche Münzhoheit also gleichsam schöpfungstheologisch begründet. Insbesondere der biblische Vers »Du aber hast alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet« (Weish 11,20b), welcher Gott als den allmächtigen Herrn der Schöpfung adressiert, wird auf den souveränen Herrscher und sein Verhältnis zum (Münz-)Geld als Wertmaß übertragen. Bartholomäus von Lucca etwa verbindet den Vers in *De Regimine Principum* mit der Notwendigkeit und auch dem Privileg des Fürsten, sein (weltliches) Reich nach seinem Willen zu ordnen und zu verwalten – was explizit auch die Verfügung über das vornehmlich als ‹künstliches› Wertmaß begriffene Geld einschließt.¹¹¹ Es handelt sich um eine Verschränkung theonomer *creatio ex nihilo* und fürstlicher Münzhoheit, welche die alleinige Verfügbarkeit des Münzherrn über das Geld in allen seinen Dimensionen zu implizieren scheint.

Diese biblisch-theologische Argumentation hat ihre juristische bzw. staatsrechtliche Entsprechung im Münzregal, also jenem Hoheitsrecht, welches zunächst dem Kaiser, und, in Folge der zunehmenden Zersplitterung des Münzwesens, immer mehr Landesherren, die Verfügungsgewalt über das Münzwesen zusprach. Es umfasste neben dem Privileg der Ausgabe und Verrufung (also dem außer Kraft setzen) von Münzen auch das der Bestimmung des Münzbildes, der Festlegung der Werteinheit sowie der Bestimmung der materialen Beschaffenheit bzw. des Münzfußes.¹¹² Die unumschränkte Macht des Herrschers über das Münzwesen kommt besonders in der seit Karl dem Großen konsequent geführten Formel *Dei Gratia – von Gottes Gnaden* – zum Ausdruck. Grundsätzlich besagt sie nichts anderes, als dass der (weltliche) Herrscher seine Macht persönlich dem göttlichen Willen verdankt und seine Herrschaft mit diesem vollkommen in Einklang steht. Eben diese Formel aber war auf Münzprägungen gebräuchlich, wo sie den umfassenden Machtanspruch (zunächst) des Kaisers formulierte. Sie trat damit neben das auf dem Münzbild abgebildete Porträt, wie es stilbildend von den mit geradezu sprich-

¹¹⁰ Wittreck weist auf diesen Umstand hin, ohne näher darauf einzugehen (vgl. Wittreck, *Geld als Instrument*, S. 439).

¹¹¹ Vgl. [Bartholomäus von Lucca], *De regimine principium*, Lib. II, c. XIV, S. 34; c. XIII. Auch wenn Bartholomäus den möglichen Missbrauch dieser Privilegien verurteilt, so werden sie selbst jedoch nicht in Frage gestellt.

¹¹² Vgl. dazu auch Peter Volz, »Königliche Münzhoheit und Münzprivilegium im Karolingischen Reich und die Entwicklung in der sächsischen und fränkischen Zeit«, in: *Jahrbuch für Numismatik und Geldgeschichte* 21 (1971), S. 157–186; hier: S. 160ff. Die Münzhoheit umfasst des Weiteren den Annahmezwang, die Bestimmung der Münzstätten, die Erlasse von Bestimmungen zu Umsetzungsregelungen und etwaige Strafbestimmungen.

wörtlicher Machtfülle ausgestatteten, nach ihrem Tode vergöttlichten(!) römischen Kaiser verwendet worden war.¹¹³

Beim Versehen der umlaufenden Münzen mit diesem Schriftzug handelte es sich um symbolische Legitimation, Demonstration und damit auch performativen Vollzug herrscherlicher Macht, deren Effekt in seiner Breitenwirkung nicht zu unterschätzen ist: Die Münzprägungen jener Zeit, so der Mediävist Klaus Grubmüller, »machen nicht nur die faktischen Herrschaftsverhältnisse weithin bekannt, sie unterstreichen auch die Macht dessen, der mit seiner Person für die Geltung der Münze einstehen kann.«¹¹⁴ Dabei sind sie »für die Modellierung einer programmatischen Vorstellung vom Herrscher [...] kaum zu überschätzen, erreichen sie doch – relativ zu Buchmalerei oder Statuen – eine weit größere Adressatengruppe«. In diesem Sinne sind Münzen bzw. Münzbilder für die Zeit vor dem Buchdruck auch als »das visuelle Massenmedium schlechthin«¹¹⁵ bezeichnet worden – eine Sicht, die Bartholomäus von Lucca zu bestätigen scheint, wenn er in *De Regimine Principum* schreibt, die Münze sei *ornamentum*, also ein Erkennungs- ebenso wie ein Ehrenzeichen für König und Königreich: »denn in ihr ist das Bildnis des Königs vergegenwärtigt [...]. Nichts bewahrt das Gedächtnis [des Herrschers] so deutlich, da nichts von menschlichen Händen öfter genutzt wird als die Münzen des Königs, oder wer auch immer die Herrschaft ausübt.«¹¹⁶ Der Herrscher macht sich mit der von ihm und ihm allein verantworteten, sein Bildnis tragenden Münzprägung nicht nur als solcher bekannt. Er konstituiert zugleich seine Herrschaft in symbolischer, aber eben auch wirtschaftlicher und (macht-)politischer Hinsicht, insofern er mit der Münzprägung die Kontrolle über seinen Herrschaftsraum als Wirtschaftsraum zugleich beansprucht, anzeigt und gewinnt.

¹¹³ Vgl. Björn Riecken, »Dei Gratia«, in: *Die christliche Legitimation von Herrschaft im Mittelalter*, hg. von Arnd Reitemeier, Münster 2006; hier: S. 274. Vgl. auch die entwicklungsgeschichtliche Diskussion in Andreas Kosuch, *Abbild und Stellvertreter Gottes. Der König in herrschaftstheoretischen Schriften des späten Mittelalters*, Köln u.a., 2011, v.a. S. 298–301 sowie Franz-Reiner Erkens, *Herrschersakralität im Mittelalter. Von den Anfängen bis zum Investiturstreit*, Stuttgart 2006, S. 224f. Vgl. ferner Volz, »Königliche Münzhoheit«, S. 161; Peter Schmidt, »Mittelalterliche Münzen und Herrscherporträt. Probleme der Bildnisforschung«, in: *Geld im Mittelalter. Wahrnehmung-Bewertung-Symbolik*, hg. von Klaus Grubmüller und Markus Stock, Darmstadt 2005, S. 52–90.

¹¹⁴ Dieses und das nachfolgende Zitat: Klaus Grubmüller, »Geld im Mittelalter. Kulturhistorische Perspektiven«, in: *Geld im Mittelalter. Wahrnehmung-Bewertung-Symbolik*, hg. von dems. und Markus Stock, Darmstadt 2005, S. 9–17; hier: S. 15.

¹¹⁵ Schmidt, »Mittelalterliche Münzen«, S. 52; vgl. auch ebd., S. 59.

¹¹⁶ Vgl. »[N]umisma sive moneta propria, ornamentum est regis et regni [...] quia in ea representatur imago regis [...]; unde in nulla re tanta potest esse claritas memoriae eius, eo quod nihil sic per manus hominem frequentatur, quod ad regem vel quemcumque dominum pertineat, quantum numisma« ([Bartholomäus von Lucca], *De regimine principium*, Lib. II, c. XIII; [Übers.: PL]).

In der Ausübung des sich dem Gottesgnadentum verdankenden Münzrechtes erscheint der Herrscher nun zugleich als Bevollmächtigter wie als Dopplung des allmächtig herrschenden Schöpfertgottes.¹¹⁷ Im göttlich fundierten Privileg der Münzprägung wird also nicht nur die Ableitung der weltlichen von der göttlichen Machtosphäre behauptet, sondern es kommt zugleich eine Parallelsetzung, wenn nicht latente Verschmelzung, göttlicher und weltlicher Herrschaft zum Ausdruck, in der der Herrscher von Gott verliehene und Gott gleiche (das heißt im Prinzip absolute) Bestimmungsmacht über seine Schöpfung, die Münze, für sich in Anspruch nimmt. Als Schöpfer von Gottes Gnaden über die Münze (welche, ganz der oben angesprochenen Analogie zum christlichen Gott-Mensch-Verhältnis, *sein Abbild* trägt) ist er unbeschränkt und allein seinem Willen gemäß zu verfügen berechtigt. In seiner »gottgleichen« Autorität ist er – mit der geldwerttheoretisch nominalistischen Position vollkommen konform – fähig, der passiven und, wie nahegelegt werden könnte, wenn nicht an sich wertlosen, so doch im Wert prinzipiell unwichtigen Materie durch Form-Gebung Existenz, Identität, Wesen und Wert zu verleihen.

Festzuhalten ist, dass die strukturellen Parallelen zwischen Metaphysik und Geldtheorie, dem allmächtigen Schöpfer und der Rolle des Münzherrn in geldtheoretisch nominalistischem Verständnis sowohl der theologisch-dogmatischen Erläuterung angenommener metaphysischer Wahrheiten, als auch, ins Politische gewendet, der Ableitung und Rechtfertigung der Privilegien des die Münzhoheit innehabenden Herrschers dienen. Der geldwerttheoretische Nominalismus findet darin seine prinzipielle politische Entsprechung. Zugleich gerät in der Gleichsetzung des Herrschers mit dem allmächtigen, der ewigen Formenwelt zuzurechnenden Schöpfertgott die Bedeutung der materialen Dimension des (Münz-)Geldes zumindest im Grundsatz zur Marginalie. Gerade in der kultur- und wissensgeschichtlich gewiss bemerkenswerten Analogisierung von Metaphysik und Münzgeld zeigt sich also, dass das Material der Münze gegenüber der immateriellen Prägung zumindest im Prinzip auf vergleichbare Weise marginalisiert wird wie die Materie in den oben skizzierten metaphysischen Entwürfen gegenüber der ihr vorgeblich höherstehenden Form.

Aber so, wie es der Materie als metaphysischer Grundsubstanz zu eigen ist, sich gegenüber ihrer äußeren Formbestimmung als eigenständig zu behaupten, kann auch geldwerttheoretisch von einer Eigenständigkeit, wenn nicht Widerständigkeit des Münzmaterials gesprochen werden. Denn in Mittelalter und Früher Neuzeit ist, insbesondere im zunehmenden Fernhandel, eben der von gesetzlichen Bestimmungen unabhängige Wert des Münzmaterials von entscheidender Bedeutung. Überdeutlich tritt jene Widerständigkeit in einer Situation hervor, wie sie eben der preußische Münzverfall an der Wende zum 16. Jahrhundert darstellt.

¹¹⁷ Zur grundsätzliche Identifizierung von (weltlichem) Herrscher und den Gottesvorstellungen im Mittelalter vgl. Erkens, *Herrschersakralität im Mittelalter*, S. 28f.

2.3 Copernicus' *Monete cudende ratio*

Die schwierige Situation, in der sich die preußische Wirtschaft Anfang des 16. Jahrhunderts befand, ist im Wesentlichen auf die politischen Konflikte zwischen dem Ordensstaat, den (vor allem west-)preußischen Städten und dem polnischen Königreich zurückzuführen.¹¹⁸ Schon nach der Niederlage in der Schlacht bei Tannenberg/Grunwald gegen die polnische Krone im Jahre 1410 war der Ordensstaat gezwungen gewesen, hohe Lösegeldzahlungen aufzubringen. Zur Finanzierung griff der Orden jedoch nicht zu einer Steuer, sondern maßgeblich auf eine Manipulation des sogenannten Münzfußes zurück, in welchem Gewicht und Verhältnis der Münzbestandteile festgelegt waren. Der Edelmetallanteil der neu geschlagenen Münzen wurde nun gesenkt. Da sie zu einem größeren Teil aus billigeren Materialien gefertigt wurden, konnte die Leitung des Ordensstaates mehr Münzen schlagen lassen und so über höhere Geldmittel verfügen. Konkret fiel der Edelmetallgehalt der zwischen 1407 und 1416 geprägten Schillinge um mehr als zwei Drittel. Ihr Nominalwert jedoch wurde (ganz der nominalistisch begründeten Verfügbarkeit über das Münzgeld und seinen Wert entsprechend) beibehalten.¹¹⁹

Weitere Feldzüge (wiederum vor allem gegen das polnische Königreich) ließen die Hochmeister des Ordens in den folgenden Jahrzehnten wiederholt zu dieser Maßnahme greifen.¹²⁰ 1453 schließlich sagten sich die westpreußischen Städte und Gebiete nicht zuletzt aus wirtschaftspolitischen Gründen von der Herrschaft des Ordens los. Innerhalb kurzer Zeit schlossen sich ihnen nahezu alle preußischen Städte und Gebiete an und verbündeten sich mit der polnischen Krone, um gegen den Orden militärisch bestehen zu können. Schon bald nach Beginn dieses dreizehn Jahre dauernden, sogenannten Städtekriegs (1453–1466), der umfangreiche Verwüstungen der preußischen Gebiete zur Folge hatte, gewährte der polnische König Kasimir IV. Danzig/Gdańsk, Thorn und Elbing vorläufig das Recht zu eigener Münzprägung. Nach der Niederlage des Ordens, der im ›Zweiten Thorner Frieden‹ 1467 die polnische Krone als Lehnsherren anerkennen musste, wurde das Münzrecht der Städte bestätigt und die Annahme der Münzen aller Prägeberechtigten

¹¹⁸ Vgl. zur konfliktreichen Geschichte Preußens im 15. Jahrhundert Harry Herbert Tobies, *Das Baltikum. Siebenhundert Jahre Geschehen an der Ostsee*, Berg 1994, S. 180–191; S. 214–225.

¹¹⁹ In absoluten Zahlen fiel der Edelmetallgehalt, numismatischen Quellen nach, von 1,26g auf bloße 0,39g je Münze. Vgl. Oliver Volckart, *Die Münzpolitik im Ordensland und Herzogtum Preussen von 1370 bis 1550*, Wiesbaden 1996, S. 435; S. 72f. Nach den damaligen Gepflogenheiten hatte freilich jede Person die Möglichkeit, in der Münzstätte Münzen nach offiziellem Münzfuß schlagen zu lassen. Auch dann allerdings profitierte der Münzherr, nämlich über den Schlagschatz (vgl. u.a. Arthur J. Rolnick u.a., »The Debasement Puzzle. An Essay on Medieval Monetary History«, in: *The Journal of Economic History* 56/4 (1996), S. 789–808).

¹²⁰ Vgl. hierzu und zum Folgenden Volckart, *Münzpolitik*, S. 108–112; S. 208 sowie Copernicus, *Ge-samtausgabe*, Bd. 5, S. 111.

in allen »drei Preußen« vereinbart – dem nun auf die ostpreußischen Ländereien reduzierten Ordensstaat, den westpreußischen Städten und Gebieten sowie dem mit Sonderrechten ausgestatteten, aber ohne eigene Münzstätte verbleibenden, fürstbischöflichen Ermland.

Der Orden verfolgte in den folgenden Jahrzehnten allerdings weiter eine »auf die Steigerung des Münzgewinns abzielende Geldpolitik«¹²¹. Unter seinem Hochmeister Friedrich von Sachsen (1473–1510, Hochmeister von 1498–1510) wurde der Silbergehalt der geprägten Münzen weiter gesenkt, wobei sich offenbar auch die Städte derselben geldpolitischen Maßnahmen zur Aufbesserung ihrer Kassen bedienten. Unter Albrecht von Brandenburg (1490–1568) – welcher das Amt des Hochmeisters von 1510–1525 innehatte und bemerkenswerterweise der Neffe des polnischen Königs Sigismund I. war – wurde diese geldpolitische Strategie schließlich auf die Spitze getrieben. In den Jahren 1513–1519 kam es unter seiner Führung zu weiteren, schrittweisen Herabsetzungen des Edelmetallgehalts der ordensstaatlichen Münzen. Grund war auch hier die Rüstung zum Krieg, die Albrecht ab 1514 aktiv betrieb, um die in den vergangenen Jahrzehnten verlorenen Gebiete wieder zurückzugewinnen. 1519 etwa forderte er von der Münzstätte eine Verdopplung des Schlagschatzes von 18 auf 36 Schillinge aus der Mark Feinsilber, was nur über eine deutliche Verringerung ihres Silbergehalts zu erreichen war. Der sogenannte Reiterkrieg begann im Jahre 1520 mit dem Überfall des Ordensstaates auf die wichtigste ermländische Hafen- und Handelsstadt Braunsberg/Braniewo, dauerte 14 Monate und ließ Teile des Ordenslandes sowie das von diesem territorial fast völlig umschlossene Ermland zu einem Großteil verwüstet zurück. Gleich zu Beginn des Krieges setzte auf ordensstaatlicher Seite eine enorme Steigerung der Prägetätigkeit ein¹²² (vor allem, um das maßgeblich aus Söldnern bestehende Heer zu bezahlen), was durch eine weitere Senkung des Münzfußes möglich wurde. Bis zum auf den unentschiedenen Kriegsverlauf folgenden Waffenstillstand wurde eine Vielzahl von Münzprägungen in Umlauf gebracht, welche sich äußerlich glichen, sich in Nennwert und materialer Beschaffenheit aber weit unterschieden. Allein zwischen 1515 und 1521 war der Wert der preußischen Groschenmünzen mit dem Nennwert von 18 Pfennigen im Edelmetallgehalt um nahezu die Hälfte gefallen – während sich der Schlagschatz von einem mageren Prozent des Nennwerts 1516 auf 40 Prozent im April 1520 erhöht hatte.¹²³

¹²¹ Ebd., S. 237. Zum Folgenden vgl. ebd., S. 206; S. 239f.

¹²² Ebd., S. 241f; so unter anderem zu erkennen an dem 1520 und 1521 enorm gesteigerten Verbrauch der Prägestempel, mit denen die Prägung der Münzen vorgenommen wurde (vgl. ebd.).

¹²³ Vgl. ebd., S. 239–242. Absolut gesehen fiel der Edelmetallgehalt zwischen 1515 und 1520/1521 von 0,73g auf 0,44g je geschlagener Münze. Vgl. ebd., S. 435.

Folgen dieser Politik waren erhebliche wirtschaftliche Verwerfungen. Denn zwar war die Annahme der Münzen zu ihrem Nennwert im preußischen Währungsgebiet gesetzlich vorgeschrieben. Doch im Fernhandel – der insbesondere für die erstarkenden Hansestädte Danzig, Thorn, Elbing und Braunsberg von erheblicher Bedeutung war – wurde der Wert der Münzen freilich an ihrem Edelmetallgehalt festgemacht. In der Folge werteten die preußischen Münzen im Vergleich zu auswärtigen Währungen enorm ab. Dies hatte aber auch Konsequenzen innerhalb des Landes. Insbesondere der Import von Waren, die sich rasant verteuerten, wurde erschwert. Die hohe Münzproduktion geschuldete erhöhte Geldmenge ließ die Preise in die Höhe schnellen. Da auf diese Inflationsschübe natürlich nur verzögert reagiert werden konnte, veränderte sich das Gefüge von Preisen, Abgaben- und auch Darlehenszinsleistungen, wovon Kaufleute, Landbevölkerung, Adel und Klerus in unterschiedlicher Weise und in unterschiedlichem Maße betroffen waren, was wiederum soziale Unruhen provozierte.¹²⁴

Besonders dramatisch aber erscheint die damalige Situation, da es sich nicht ›bloß‹ um eine der Geldmengenerhöhung geschuldete Inflation handelte, sondern eben verschiedene, nominell identische, in ihrer materialen Zusammensetzung aber abweichende Prägungen nebeneinander traten. Hier trat das später so bezeichnete greshamsche Gesetz in Kraft, das wie folgt ausformuliert werden kann: Befinden sich mehrere Geldsorten im Umlauf, und ist eine davon gesetzlich unterbewertet – das heißt, ihr von der geldausgebenden Institution festgelegter Wert liegt unter dem, der für sie im Handelsverkehr erzielt werden kann –, so wird sie aus dem Umlauf verschwinden. Denn wenn Kaufende Grund haben, eine Geldsorte für wertvoller zu halten, als sie es gesetzlichen Vorgaben zufolge ist, werden sie in der Tendenz eben nicht für Zahlungen nutzen, für die sie auch das ›billigere‹ Geld verwenden könnten. Sondern sie werden dieses Geld, sofern dies in ihrer Macht steht, außerhalb des gesetzlichen Geltungsbereichs (im Ausland bzw. für Importe) ausgeben, es als Wertaufbewahrungsmittel horten oder gegebenenfalls, im Fall einer Münze, deren Materialwert den Nennwert übersteigt, einschmelzen. Im Umlauf verbleibt das ›schlechtere‹ (billigere) Geld. In der berühmten Kurzformel formuliert: »bad money drives out good«.¹²⁵

¹²⁴ Vgl. allgemein zur sozialen Sprengkraft solcher Geldwertschwankungen Hendrik Mäkeler, »Geldwertveränderungen als Auslöser innerstädtischer Konflikte im Spätmittelalter«, in: *Bremer Beiträge zur Münz- und Geldgeschichte* 4 (2005), S. 81–105 sowie die weiteren Ausführungen in Kapitel 3.

¹²⁵ Vgl. »Gresham's Law: theory«, in: *Palgrave Money & Finance*, S. 286ff.

2.3.1 Der ›Münzverfall‹ – ein Totentanz?

Die Materialität des Geldes als Störfaktor

An dieser Situation der preußischen Geldwirtschaft zeigt sich ganz überdeutlich, dass es sich beim Material des (Münz-)Geldes eben nicht um ein ohne Weiteres passives ›Einschreibemedium‹ handelt, sondern dass diesem, unabhängig von gesetzlichen Bestimmungen, ein Eigenwert zukommt,¹²⁶ welcher im sozioökonomischen Gefüge eine nicht zu vernachlässigende, ja entscheidende Rolle zu spielen vermag. Dieser Eigenwert mag zwar nicht weniger sozial bedingt sein als der gesetzlich bestimmte, insofern er von der Akzeptanzerwartung herröhrt; deswegen kommt er dem betreffenden Material in der gegebenen Situation jedoch nicht weniger faktisch zu. Die Grenzen obrigkeitlicher Wertbestimmung werden so deutlich sichtbar.

Nun ist es mehr als fraglich, die preußischen Hochmeister als geldwerttheoretische Nominalisten anzusehen. Zweifellos suchten die Hochmeister des Ordens – allen voran Albrecht von Brandenburg – die ihnen gebotenen geldrechtlichen Möglichkeiten in bester Übereinstimmung mit der geldtheoretisch nominalistischen Position zu ihrem Vorteil auszunutzen. Bezeichnenderweise sind auch gerade die auf dem Höhepunkt der Münzveränderungen geschlagenen Münzen mit der Wendung *Dei Gratia* versehen, genauer, mit »ALBERTVS DEI GRA[tia] MARCHIO BRANDE[nburgensis] – HONOR MAGISTRI IVSTICIAM DILIGIT 1520«¹²⁷, womit die Führer des Deutschen Ordens ihre herrschaftlichen Rechte behaupteten – welche eben grundsätzlich auch die Verfügungsgewalt über die Münze, ihre Geltung, ihren Wert und ihre Beschaffenheit miteinschlossen.

Zugleich aber schienen sie sich des Materialwerts der Münzen und seiner Bedeutung sehr wohl bewusst. Ihre gesamte Geldpolitik diente schließlich einem Ausnutzen der Differenz von Material- und Nominalwert zugunsten derjenigen, welche die neuen, material minderwertigen Münzen als den höherwertigeren alten gleichwertig zu akzeptieren hatten – oder schlicht die Unterschiede in der Beschaffenheit nicht (er)kennen konnten. Diese bis dato keineswegs unerhörte, wohl aber bis ans Äußerste getriebene Münzpolitik, ist deswegen auch als versteckte Besteuerung al-

¹²⁶ Zwar spricht, wie oben dargelegt, im Grundsatz nichts gegen eine gesetzliche Wertfestlegung unabhängig vom Material; dann aber muss mit dem Annahmezwang zugleich eine effektive Kontrolle der Geldmenge gewährleistet sein, um die benötigte Wertstabilität zu garantieren. Dass dies funktioniert, zeigen nicht nur die modernen Fiatwährungen – aber erst Copernicus wird, wie die oben zitierten Passagen schon andeuten, Ansätze zu einer Quantitätstheorie des Geldes entwickeln.

¹²⁷ Zitiert aus Volckart, *Münzpolitik*, S. 250; das vorliegende 8-Groschenstück war seinem Silbergehalt nach allerdings nur 4,8 Groschen wert (vgl. ebd., S. 248).

ler auf den Gebrauch der betreffenden Münzen Angewiesenen Untertanen begriffen worden.¹²⁸

Gleichwohl aber erscheint das Vorgehen der Oberen des Deutschen Ordens aus geldtheoretischer Perspektive als durch und durch geldwerttheoretisch nominalistischer *Gestus*; nämlich, indem es den Anspruch impliziert, den Wert der Münzen von Gesetz wegen prinzipiell unabhängig von seiner materialen Beschaffenheit bestimmen zu können. Ja, gerade im Akt der Prägung von sich in dieser Weise unterscheidenden Münzen kommt der – in der vorliegenden Situation ökonomisch fatale – Anspruch zum Ausdruck, den Wert der Münzen per Dekret festlegen bzw. per Prägung vermitteln zu können.

Die weiter oben diskutierte Gleichsetzung von Münzgeld und Metaphysik weist nun bemerkenswerte Parallelen zu der hier beschriebenen Situation auf – wobei der Materialität der Münze eine dem Materiellen im Totentanz vergleichbare Rolle zukommt. Denn In den oben geschilderten Prozessen tritt die Materialität der Münze dem nominalistischen *Gestus* der hochmeisterlichen Geldpolitik gegenüber als keineswegs werttheoretisch passiv-empfängliches Einschreibemedium auf, sondern vielmehr in seinem buchstäblichen Eigenwert hervor. In der ›reshamschen Situation‹ erweist sich die Materialität des Geldobjekts aber nicht nur als unabhängig von der vorgeblich höherstehenden gesetzlichen Bestimmung, sondern gerät mit dieser in Konflikt: In direkter Konkurrenz zwischen nominal gleichen, im Materialwert jedoch abweichenden Münzen erweist sie sich als entscheidendes werttheoretisches Distinktionskriterium; sie entzieht sich der Kontrolle ihrer gesetzlichen Werteinschreibung, tritt dieser gegenüber als widerständig auf und bringt sich, ihre Eigentlichkeit behauptend, als maßgebliches Wertkriterium ins Spiel. Damit entlarvt sie die dem nominalistischen *Gestus* entsprechende Rolle der Prägung, jedem beliebigen Material einen beliebigen Wert einzuschreiben als bloß vorgeblich und usurpiert deren Rolle als vermeintlich eigentlicher Wertgarant: Das Prägezeichen wird werttheoretisch bedeutungslos, zeigt den nur noch mutmaßlich vorhandenen Wert der Münze nicht einmal mehr an, und die bloße, ungeprägte Materie tritt als Tauschmedium an ihre Stelle.

Mit einer gewissen Ironie kann daher festgestellt werden, dass sich die Materialität der Münze auch hier ganz analog zu den oben besprochenen metaphysischen Entwürfen verhält: als dem geldwerttheoretisch nominalistischen *Gestus* der hochmeisterlichen Münzpolitik gegenüber vorgeblich passiv-empfänglich gedacht, in der Tat aber, ihre Eigentlichkeit behauptend, widerständig und – in der gegebenen sozioökonomischen Situation – als geradezu eigenen Gesetzen folgender Wi-

128 Vgl. Hendrik Mäkelä, »Nicolas Oresme und Gabriel Biel. Zur Geldtheorie im späten Mittelalter«, in: *Scripta Mercatura. Zeitschrift für Wirtschafts- und Sozialgeschichte* 37 (2003), S. 56–94; hier: S. 91f.

derpart. Anders ausgedrückt weist die Situation der preußischen Münze aus dieser Perspektive eben jene Problematik auf, die im oben analysierten Totentanz von Reval prägnant zum Ausdruck kommt; nämlich jenes als ›materielles Prinzip‹ bezeichnete, metaphysische ebenso wie (in nominalistischer Deutung) geldtheoretische Skandalon, dass das vorgeblich passiv-empfängliche Materielle die Vorrangigkeit der ihr übergeordneten (Präge-)Form grundsätzlich zu untergraben und sich selbst als unabhängig und ›eigenwertig‹ zu behaupten imstande ist.

Nun ist es allerdings nicht so, dass, auch wenn jene ›greshamsche Situation‹ aus der konkreten Materialität (das heißt der relativen materialen Minderwertigkeit) der betreffenden Münzen folgt, dies einer ihnen eigenen, buchstäblich materialen Eigendynamik geschuldet wäre, analog zu den im materialen Verfall befindlichen, tanzenden Totengestalten des oben besprochenen Totentanzes. Denn Schuld an der materialen Minderwertigkeit der Münzen und den außer Kontrolle geratenden Dynamiken der preußischen Geldwirtschaft ist freilich nicht ein buchstäblicher, gar spontaner, materialer Verfall der Münzen. Es sind die den Münzfuß vorgebenden und diesem entsprechende Nominale in Umlauf setzenden Autoritäten: Die Münzen verändern ihre Beschaffenheit nicht von selbst.

Bemerkenswert ist allerdings, dass genau das die damalige Wahrnehmung gewesen sein könnte. Genauer betrachtet erscheint es sogar sehr eingängig, dass Zeitgenoss:innen die material und ihrem Wert nach sukzessive verschlechterten Münzen tatsächlich als buchstäblich verfallend erschienen – weswegen mögliche Bezugnahmen auf die Motivik der Totentänze tatsächlich plausibel werden.

Parallelen

Wie oben bereits bemerkt, war die materiale Beschaffenheit der Münzen in jener Zeit für Laien nicht ohne Weiteres zu bestimmen – wie auch Copernicus in seiner Einschätzung der damaligen Situation feststellt. In seiner *Monete cudende ratio* konstatiert er: »Die Verschiedenheit der Groschen und Schillinge als auch der Pfennige ist nämlich derzeit so groß, daß man die einzelnen Geldstücke kaum [...] voneinander unterscheiden kann.« (CG 165). Erst recht galt dies für die in ihrer materialen Zusammensetzung *heimlich* veränderten Münzen, welche Hochmeister Albrecht zuletzt prägen ließ. Schon 1516 fand sich im Dienstvertrag des Königsberger Münzmeisters die Anweisung: »Und ob es sich vielleicht auss einem vorsehe begebe, das er mehrer dan hundert und neunundzwenzigk schrot oder stucke uff die margk schlagen wurde, dieselbie übermass sollen und wollen wir uns zum besten zuforderst wegk nemen¹²⁹. Also dass, falls ›aus Versehen‹ mehr Münzen als vorgesehen aus

¹²⁹ Dienstvertrag des Münzmeisters Hans Schmittermeier vom 14. Juni 1516, Königsberg (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz XX. HA, OF 38, Fol. 230r-231v; hier: 230r; zitiert aus: Volckart, *Münzpolitik*, S. 407).

einer Mark Feinsilber geschlagen würden (womit sich der Silbergehalt aller im Zuge dessen gefertigten Münzen reduziert), die ›Überproduktion‹ an den Orden fallen sollte. Neben den offiziellen Absenkungen des Münzfußes stellte dies eine weitere, inoffizielle Manipulation des Materialgehalts dar (die allerdings, numismatischen Quellen zufolge, auch sonst nicht unüblich gewesen sein dürfte¹³⁰).

Eine sorgfältige Prüfung des Materialgehalts aber war umständlich und/oder teuer.¹³¹ Dennoch dürfte die material minderwertige Zusammensetzung der Münzen nicht erst aufgefallen sein, wenn sie von besser Informierten nicht (mehr) zum Nominalwert akzeptiert wurden. Sichtbar werden konnte dies mit der Zeit durchaus auch an der äußereren Erscheinung der Münze. So war es damals auch in Preußen allgemein übliche Praxis, Silbermünzen ›weißzusieden‹. Diesem schon in der Antike bekannten Verfahren nach wurden sie in einer Salz-Weinsteinlösung gekocht, was das auf der Oberfläche vorhandene Kupfer angriff und ablöste. Ihre Oberfläche erschien nun vollkommen silbrig-weiß glänzend. Diese äußerste Schicht jedoch konnte sehr leicht abgerieben werden, und die der tatsächlichen Zusammensetzung entsprechende Färbung der Münze trat zum Vorschein – eine Praxis, von der sich mutmaßlich der Ausdruck ›Pfennigfuchser‹ ableitet: Ursprünglich soll dies eine misstrauische Person gewesen sein, welche jeden Pfennig auf seinen Materialgehalt prüfte, indem sie ihn so lange rieb, bis der ›Fuchs‹ (das Kupfer) zum Vorschein kam. Doch auch ohne solche Probe nahm jede Münze, je länger sie im Umlauf war, aufgrund von Oxidation und den wegen des Abriebs nun sichtbar werdenden, anderen Legierungsbestandteilen eine dunkle Färbung an. Aus dem ›weißen Geld‹ wurde ›schwarzes Geld‹ – wie das geringwertige, zum Großteil ohne ›edle‹ Bestandteile gefertigte Kleingeld (›Billonmünzen‹) jener Zeit auch bezeichnet wurde. Durch seine Färbung verriet es seine Minderwertigkeit.¹³²

Dieser Effekt trat freilich deutlicher und schneller ein, wenn die entsprechenden Münzen nur sehr geringe Mengen an Silber aufwiesen. Bei den Münzen, welche Hochmeister Albrecht im Reiterkrieg Anfang 1520, zu Hochzeiten seiner Münzmanipulationen, prägen ließ, war der Anteil zuletzt so weit reduziert, dass er ganz auf das Weißsieden verzichten ließ. Auf Weidenzweige Bezug nehmend, welche zu Jahresbeginn eine kupferne Färbung aufweisen, ließ er verlauten: »Ob sie [die Münzen]

¹³⁰ Vgl. ebd., S. 240.

¹³¹ Vgl. Irsigler, »Nervus Rerum«; hier: S. 112f.

¹³² Auf diesen Effekt weist Martin Burckhardt hin in Burckhardt, *Metamorphosen*, S. 91; vgl. auch Spufford, *Handbook*, S. xx. Vgl. zum obigen auch »Weißsud«, in: *Wörterbuch der Münzkunde*, hg. von N. Bauer, K. Regling, Friedrich von Schrötter, Arthur Suhle, R. Vasmer und J. Wilcke, Berlin/Boston 2012; Irsigler, »Nervus Rerum«, S. 109. Als ›Billonmünzen versteht John Munro solche, deren Edelmetallgehalt unter 50 Prozent liegt (vgl. John H. Munro, »Billon-Billoen-Billio. From Bullion to Base Coinage (An Essay in Numismatic Philology)«, in: *Revue belge de philologie et d'histoire* 52/2 (1974), S. 293–305).

roth wie die nechste weiden [sind], fragen wir sonderlich nit nach»¹³³. Bei diesem Sichtbarwerden der ›basaleren‹ Bestandteile der Münzen handelt es sich um einen Prozess, der sich im konkreten Fall noch beschleunigt haben mag. Denn freilich tau- gen Münzen, deren Wert als gering oder gar im Schwinden begriffen wird, nur sehr bedingt als Wertspeicher. Sie werden daher nicht gehortet, sondern – siehe greshamsches Gesetz – baldmöglichst ausgegeben, gehen durch mehr Hände und werden häufiger auf die beschriebene Weise ›getestet‹. Weil sie nicht thesauriert wurden, gehören die auf dem Höhepunkt der Münzmanipulationen in Preußen geschlagenen Münzen auch zu den größten numismatischen Seltenheiten überhaupt.¹³⁴

Insgesamt konnte im Umgang mit den seit 1514 umlaufenden, sukzessive von ihrem Silberanteil entblößten und mutmaßlich immer schneller ihre ›basale‹ Beschaffenheit offenbarenden Münzen also in der Tat den Eindruck gewonnen werden, dass diese nicht nur im Wert zusehends verfielen, sondern auch in ihrer materiellen Beschaffenheit. Der wahrgenommene Wertverfall war zwar nicht allein den Veränderungen am Münzmaterial geschuldet. Er verdankte sich, wie oben erläutert, vielmehr einer Kombination aus Abwertung gegenüber auswärtigen Währungen und einer Preisinflation, also einem Kaufkraftverlust, welcher aus der Überproduktion von Münzen folgte. Auch letzteres aber beruhte freilich auf den Veränderungen des Münzfußes, da erst diese die gesteigerte Produktion möglich machte. In Ermangelung eines ausreichend differenzierten geldtheoretischen Kenntnisstandes und des Wissens etwa über die Produktionszahlen der Münzstätten – die Münzen veröffentlichten diesbezüglich keinerlei Hinweise und erst Copernicus skizziert in seiner Münzschrift den Ansatz einer Geldmengentheorie – kann angenommen werden, dass sich diese Zusammenhänge dem zeitgenössischen Verständnis weitgehend entzogen. Den Bewohner:innen des weitgehend monetarisierten Preußens dürfte die veränderte materiale Beschaffenheit der Münzen daher nicht nur als Hinweis, als Symptom oder als Bedingung des Wertverfalls vorgekommen, sondern als Ursache desselben erschienen sein – während die Materialität der in Umlauf befindlichen Münzen zugleich als sich augenscheinlich eigenmächtig verändernd bzw. verfallend erschienen sein mag. Bedenkt man den mit dem greshamschen Gesetz bezeichneten Verdrängungseffekt, so drängt sich durchaus der Eindruck auf, dass die Gesamtheit der Münzen von eben diesem buchstäblich sichtbar werdenden materialen Verfall betroffen war – sie eben gleichsam wie von selbst immer ›schlechter‹ wurden und in der Zirkulation ihre materiale und monetäre Minderwertigkeit offenbarten.

¹³³ Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz XX. HA, Ordensbriefarchiv (OBA), Papierurkunde 24599; zitiert aus: Volkart, *Münzpolitik*, S. 242.

¹³⁴ Vgl. Karl Dost, *Münzen im Preußenland. Herzogtum Preußen und Provinz Ostpreußen im Königreich 1525–1821*, Essen 1990, S. 26.

Bemerkenswert ist ferner, dass die solcherart vom Materialwert her als minderwertig angesehenen Münzen im deutschen Sprachraum auch ›böses Geld‹ genannt wurden. Es handelt sich dabei um ein zumindest im deutschen Sprachraum zur Wende zum 16. Jahrhundert hin verbreiteten Ausdruck, mit dem Münzfälschungen, Beischläge (das heißt oftmals vom materiellen Wert offen oder insgeheim abweichende ›Kopien‹ durch auswärtige Münzherren) und eben auch durch abgesenkten Feingehalt veränderte Prägungen bezeichnet wurden.¹³⁵

Ein für den die preußischen Handelsstädte miteinschließenden östlichen Hanseraum prominentes Beispiel dieses Ausdrucks findet sich im mittelniederdeutschen Tierepos *Reynke de Vos* (1498). Diese außerordentlich erfolgreiche Lübecker Publikation, die auf frühere niederländische, französische und lateinische Vorlagen zurückgeht, wurde mehrfach nachgedruckt und erschien unter anderem 1510 und 1539 in Rostock, bevor sie 1544, ins Hochdeutsche übertragen, noch weitere Verbreitung fand. Die fabelartige Erzählung berichtet die Geschichte des betrügerischen Fuchses Reynke, der, stets auf seinen Vorteil bedacht, zugleich die Mitglieder der höheren (Tier-)Gesellschaft immer wieder als unlauter und heuchlerisch entlarvt.¹³⁶ Im ersten Teil der *Reynke*-Erzählung wird nun, eher nebenbei, auch die Falschmünzerei angesprochen. Den die Erzählung vorwiegend moralisch kommentierenden Anmerkungen ist dies Anlass, vom »itzo sehr gemeinen Gebrechen der bösen Münze« zu sprechen, welche betrügerisch in Umlauf gesetzt werde. Erläuternd dazu ist eine Passage aus Sebastian Brants Narrenschiff eingefügt: »Die alte Müntz ist ganz herdurch / Vnd möcht nicht lenger zyt beston / Hett man jr nit eyn zusatz gethon. / Die Müntz die schwechert sich nit klein / Falsch geltt ist worden yetz gemein / [...] Für golt man kupfer yetz zurüst, / Musdreck man vnder pfeffer myst«¹³⁷. Bemerkenswert ist die beinahe überdeutliche Betonung dessen, dass sich die Münze nicht von selbst ›schwechere‹. Die Ursache für die ›böse Münze‹ wird so eindeutig Fälschern zugesprochen, welche Kupfer für Gold ausgeben gleich Gewürzpanschern, welche ›Mäusedreck‹ unter den Pfeffer mischten (wobei außen vor bleibt, ob damit auch obrigkeitliche Münzmanipulationen gemeint sein könnten). Diese Aussage steht jedoch nicht im Widerspruch zum Anschein der ›autonomen‹ materialen

¹³⁵ Vgl. Philipp Robinson Rössner, *Deflation-Devaluation-Rebellion. Geld im Zeitalter der Reformation*, Stuttgart 2012, S. 21–24.

¹³⁶ Vgl. ›Reynke de Vos‹, in: *Deutsches Literatur-Lexikon, Das Mittelalter*, hg. von Wolfgang Achtnitz, 8 Bde., Berlin 2013. Bis heute ist die Erzählung von Reineke dem Fuchs v.a. in der Edition Johann Christoph Gottscheds (1752) sowie den Bearbeitungen Johann Wolfgang von Goethes (1794) bekannt (vgl. ebd.). Zur Rostocker Ausgabe vgl. Dorothea Hesselhaus, »Der Rostocker ›Reyneke Voss‹ von 1510 und seine Bedeutung innerhalb der niederdeutschen Reynke-Tradition des 16. Jahrhunderts. Ein Rekonstruktionsversuch«, in: *Niederdeutsches Wort* 26 (1986), S. 31–53. Zur Flaschgeldepisode vgl. Johann Christoph Gottsched, *Ausgewählte Werke*, Bd. 4, hg. von Joachim Birke, Berlin 1968, S. 222.

¹³⁷ Dieses und das vorherige Zitat: Ebd.

Veränderungen der Münzen. Denn sie betont, dass eben dies dem Augenschein nach stattfinde; dass nämlich die umlaufenden Münzen – auch wenn Betrug als eigentliche Ursache identifiziert wird – zumindest dem Anschein nach tatsächlich in ihrer materialen Beschaffenheit eigenständig zu verfallen scheinen.

In jedem Fall wird deutlich, dass die ›böse Münze‹, ganz gleich welcher Herkunft, nicht nur von ihrem Materialgehalt und -wert her ›schlecht‹ war, sondern ganz offensichtlich auch betrügerisch: Ihr, dem sich dem Weißsieden verdankender, zunächst weiß-silbriger Schein versprach einen gewissen Wert, der sich bei Prüfung oder aber mit der Zeit als nur vorgeblich herausstellte. Sie war also ein ganz und gar unzuverlässiger Wertträger, der in der zeitgenössischen Sicht eine, wie man sagen könnte, ebenso ›wertontologische‹, wie hinsichtlich ihres ungewissen Wertes epistemologische und letztlich auch moralische Defizienz aufwies. Und doch entlarvte diese Münze in ihrem buchstäblichen materiellen Verfall den ihr aufgeprägten Wert als uneigentlich und falsch, als Trug und Täuschung.

Aus dieser Perspektive offenbaren sich die oben auf abstrakt-struktureller Ebene identifizierten Parallelen von Totentanz und Münzzirkulation auf der Wahrnehmungsebene der ökonomischen Praxis. Dabei rückt gerade der Aspekt einer der Form ihre Rolle streitig machenden Materialität der Münze in den Vordergrund. Im Totentanz sind es die verlebendigten Totengestalten, welche, im Verein mit den (noch) Lebenden, als deren verzerrte Spiegelbilder auftreten und diese, sich gleichmachend, zum Sterben führen. Die Toten befinden sich dabei in einem Verfallsprozess, welcher sich eindrücklich an ihrer äußereren Erscheinung zeigt, nicht zuletzt an ihrer dunklen Verfärbung. Wie oben gezeigt worden ist, reflektiert diese Darstellung die am Materiellen wahrgenommene Eigendynamik, welche die in historisch wirkmächtigen metaphysischen Entwürfen angenommene Vorrangstellung ihres konzeptionellen Gegenstücks – der immateriellen Form – nachhaltig in Frage zu stellen imstande ist.

Beim Totentanz dieses Typus' werden also nicht nur soziale Stellung, Macht, Schönheit und Reichtum als uneigentlich markiert; er hat sogar das Potential, die Existenz einer ›höheren‹ geistigen Sphäre, etwa die Existenz der menschlichen Seele, grundsätzlich zu hinterfragen: Denn die Toten erscheinen (zumindest auf der alten Bildungsschichten zugänglichen Bildebene) als mit den Lebenden gleichgesetzt. Letztere werden mithin selbst als nichts anderes als die hier als eigenmächtig und eigendynamisch auftretende, verfallende Materie charakterisiert. Gibt es überhaupt eine unsterbliche Seele? Oder ist der Mensch nichts Anderes als ›tanzende‹, dem Niedergang preisgegebene und ebenso prinzipiell wie zusehends verfallende Materie? Wie oben argumentiert worden ist, werden diese Fragen im Totentanz zumindest des verbreiteten Revaler Typs durchaus aufgerufen, ohne dass dabei das mögliche Antwortspektrum auf dogmatisch ›legitime‹ Positionen eingeschränkt würde.

Im Falle der Münzzirkulation in Preußen treten nun Geldstücke vorwiegend ›basaler‹ materieller Zusammensetzung neben die ›vollwertigen‹ und laufen gemeinsam mit ihnen um. Die ihrem Nominalwert auch material entsprechenden Münzen aber verschwinden sukzessive aus dem Umlauf. Auf der Ebene der alltäglichen ökonomischen Praxis drängt sich dabei der Eindruck auf, dass die Münzen in ihrer materialen Beschaffenheit zusehends verfallen. Denn nach dem greshamschen Gesetz sind bald, wie von Zauberhand, nur noch material minderwertige im Umlauf, deren Beschaffenheit aber nicht offensichtlich ist, sondern sich erst nach und nach in der Zirkulation offenbart. Offenkundig wird die Minderwertigkeit der Münzen schließlich an ihrer (durch Verschleiß) zunehmend schwärzlich-roten Verfärbung – bemerkenswert hinsichtlich des Totentanzes von Reval mit seinen sich im körperlichen Verfallsprozess schwärzlich verfärbenden Totenfiguren.

Gleich dem Totentanz, dem in Bezug auf die Frage nach der Existenz ›höherer Sphären ein subversives Potential unterstellt werden kann, ergibt sich auch aus der Erfahrung der zunehmend von ihrem Nominalwert abweichenden Münzen die Frage: Was ist der Wert einer Münze anderes als der ihres Materials? Die Fähigkeit der Prägung, den Münzwert gesetzlich zu bestimmen, zu vermitteln oder auch nur anzulegen, ja, ihre Relevanz als Wertträger, wird so nachdrücklich in Frage gestellt – ganz genau wie der Totentanz die Infragestellung der Existenz einer über die ›basale‹ Materialität hinausgehenden Sphäre provoziert. In beiden, dem Totentanz wie der monetären Situation in Preußen, scheinen die Beobachtenden also nicht nur einem unausweichlich scheinenden Verfall hin zu einem ungewissen Ende beizuhören; insbesondere sind sie mit einer Situation konfrontiert, in der sie sich mit der (möglichen) Scheinhaftigkeit dessen auseinander zu setzen haben, was als wirklich (wertvoll) und eigentlich anzusehen ist. Im Falle des Totentanzes betrifft dies, wie gezeigt, nicht zuletzt die angenommene metaphysische Ordnung inklusive der Existenz einer immateriellen Sphäre des ewig-Göttlichen überhaupt, die gerade über die eigenmächtig auftretenden, material-körperlich verfallenden Totenfiguren in Frage gestellt werden kann. Im Falle der monetären Dynamiken Preußens hingegen scheint der sukzessive Verfall der Münzen – ihr materialer, und *de facto* auch ihr monetärer – den der Münze aufgeprägten Wert zunehmend als bloß scheinbar zu denunzieren. Denn wenn die so materiell ›verfallenden‹ Münzen in der ökonomischen Praxis faktisch rasant an Wert verlieren, erscheint der durch die Prägung ebenso bezeichnete wie gesetzlich ordentlich verliehene Nominalwert zunehmend als fraglich, uneigentlich, ja, als Lüge.

Die gleichermaßen als ›böse‹ konnotierten Münzen und Totengestalten erweisen sich damit als durchaus ambivalent: Sie sind einerseits selbst trügerisch, von ungewissem Status. Andererseits markieren sie die Gültigkeit vermeintlich höherer, ordnungsgemäßer Vorgaben als bloß scheinhaft und treten in ihrer materialen Minderwertigkeit als bedrohliches, die vorgegebene Ordnung infrage stellendes, subversives, gar zerstörerisches Agens auf.

Der Totentanz im Ostseeraum

Gibt es angesichts dieser durchaus sichtbaren Parallelen Hinweise darauf, dass die Münzzirkulation im damaligen Preußen als Totentanz aufgefasst oder gar explizit so bezeichnet wurde?

Unmöglich wäre es jedenfalls nicht, wie angesichts der Bekanntheit des Totentanzmotivs, gerade in seiner Revaler bzw. Lübecker Ausführung mit dem ihm zentralen (wenn auch nicht exklusiven) Merkmal der im Tanze körperlich verfallenden Toten, angenommen werden kann. Konkret ist – neben der Prominenz, die den Totentanzdarstellungen von Lübeck und Reval mit ihrer Präsenz in der urban und damit sozial zentralen Marien- bzw. Nikolaikirche zukommt – vor allem aufgrund der Verbreitung früher Drucke bzw. Inkunabeln von einem gewissen Bekanntheitsgrad auszugehen. Insbesondere sind dabei Publikationen aus Lübeck zu nennen, das als Zentrum des Buchdrucks den in dieser Hinsicht damals wenig entwickelten Ostseeraum mit literarischen Erzeugnissen versorgte.¹³⁸ Lübecker Eigenproduktionen firmierten dabei besonders erfolgreich, wo sie den Totentanz aus der Marienkirche für den Druck adaptierten. So erschien bereits 1489 in Lübeck die in Text und Bild auf dem Totentanz von Lübeck basierende, sehr erfolgreiche Inkunabel *Des dodes dantz* – übrigens in derselben Druckerei, welche auch *Reynke de Vos* so erfolgreich publizieren sollte. Bereits 1496 erfuhr dieser Druck eine nur geringfügig überarbeitete Neuauflage. 1520 folgte ebendort der gleichfalls auf den Lübecker bzw. Revaler Totentanz bezugnehmende *Dodendantz*, der wie die beiden erstgenannten Drucke den Monumentalgemälden im Aufbau und der Charakterisierung der Figuren deutlich folgt.¹³⁹ In diesen Publikationen verblieben vom Tanzreigen notwendigerweise nur Einzelszenen und die Toten wurden im Vergleich mit dem Vorbild als weniger extrovertiert in ihren Bewegungen gezeichnet. Allerdings bewahrten sie die Darstellung der Totenfiguren als im Verwesungsprozess befindliche, teilweise mumifizierte, mit

138 Vgl. Uwe Neddermeyer, »Klassiker und humanistische Schriften auf dem norddeutsch-protestantischen Buchmarkt (1465–1650)«, in: *Humanismus im Norden. Frühneuzeitliche Rezeption antiker Kultur und Literatur an Nord- und Ostsee*, hg. von Thomas Haye, Amsterdam u.a. 2000, S. 175–220; v.a. S. 180f. Vgl. zur Verbreitung des Lübecker bzw. Revaler Totentanzes in Drucken auch Warda, *Memento mori*, S. 84–106. Vgl. zur Verbreitung Lübecker Drucke im Ostseeraum allgemein Tiiu Reimo, »Inkunabeln und Postinkunabeln in Revaler/Tallinner Bibliotheken und Archiven«, in: *Buch und Bildung im Baltikum. Festschrift für Paul Kaegbein zum 80. Geburtstag*, hg. von Heinrich Bosse u.a., Münster 2005, S. 89–106. Vgl. hierzu wie zum Folgenden auch Damme, »Sprache des Totentanzes«, S. 44–53.

139 Vgl. Brigitte Schulte, »Des Dodes dantz, Lübeck 1489«, in: *Der Totentanz der Marienkirche in Lübeck und der Nikolaikirche in Reval (Tallinn). Edition, Kommentar, Interpretation, Rezeption*, hg. von Hartmut Freytag, Köln u.a. 1993, S. 345–347; hier: S. 345. Vgl. Timothy Sodmann, »Dodendantz, Lübeck 1520«, in: *Der Totentanz der Marienkirche in Lübeck und der Nikolaikirche in Reval (Tallinn). Edition, Kommentar, Interpretation, Rezeption*, hg. von Hartmut Freytag, Köln u.a. 1993, S. 348–356; v.a. S. 348f. Zum Verhältnis von *Des dodes dantz* und dem *Dodendantz* vgl. ebd., S. 348.

Bauchschnitt versehende und in Leinentücher gehüllte, verlebendigte Leichname – waren darin also ganz dem Vorbild des Gemäldes verpflichtet.¹⁴⁰

Erwähnenswert ist auch, dass im Jahr 1497 von derselben Druckerei eine mittelniederdeutsche Version von Sebastian Brants *Narrenschiff* – *Dat Narrenschyp* – herausgebracht wurde, das, wie der Forschung bekannt ist, vielfältige Bezüge zur Todesthematik und speziell auch zu den Totentänzen enthält. Wiederholte Hinweise über den gesamten Text machen deutlich, dass eine der größten ›Narrheiten‹ vor dem Hintergrund christlicher Weltdeutung ein mangelndes Bewusstsein der eigenen Vergänglichkeit ist.¹⁴¹ Im *Narrenschyp* von 1497 wird dies noch betont durch die auf dem letzten Blatt, auf das ›Narrenregister‹ folgende Mahnung »Merke den ende«¹⁴², welche über einem einen Totenkopf abbildenden Holzschnitt angebracht ist. Hervorzuheben ist insbesondere die 85. ›Narretei‹ im *Narrenschyp*: »Nicht vorseen den doet«. Dort wird sowohl die den Totentänzen eigene Ständereihung als auch das Tanzmotiv aufgegriffen: »Wy wetent unde ist uns wol kunt, / Dat uns ghesettet is de stunt; / Wy weten nicht wo, est yd schal wesen schyr. / De doet leet ne nemande hir. [...] Unghelyck delet dat lucke lant unde ryke, / Men de doet maket dat al ghelyke; / Alle mothen se dantzen in syneme reyen: / Pawes, keyser, konninck, byschop unde leyen. De doet sendet uns nenen breff, / He kumpt slyken recht so eyn deef.«¹⁴³

Es handelt sich hierbei um eine im Vergleich zu Brants Original leicht umgestellte und um das letzte Verspaar ergänzte Passage (etwa: »Der Tod der schickt uns keinen Brief; er kommt geschlichen wie ein Dieb«). Bemerkenswert ist dies, da diese in Brants Original nicht vorkommenden Zeilen Entsprechungen im Lübecker (und also auch mutmaßlich im Revaler) Totentanztext haben, in dem der Tod zum Jüngling

140 Vgl. Schulte, »Des Dodes dantz«, S. 345f.

141 Vgl. hierzu etwa Sebastian Brant, *Das Narrenschiff*, hg. von Barbara Könneker, München 1966, S. 53. Hier liegt auch die thematische Überschneidung der Todes- und Narrenthematik begründet (vgl. dazu ebd., S. 53–58 sowie Rainer Gruenter, »Die ›Narrheit‹ in Sebastian Brants Narrenschiff«, in: *Neophilologus* 43/1 (1959), S. 207–221; hier: S. 207ff).

142 Vgl. den Nachdruck der Ausgabe Hans van Ghetelens (ca. 1460–1528) Sebastian Brant, *Dat Narrenschyp von Hans van Chetelen*, hg. von Hermann Brandes, Halle a. S. 1914, S. I. Vgl. auch die Faksimileausgabe: Sebastian Brant, *Dat narren schyp*, Lübeck 1497. *Fotomechanischer Neudruck der mittelniederdeutschen Bearbeitung von Sebastian Brants Narrenschiff*, hg. von Timothy Sodmann, Bremen 1980, Fol. 238. Allgemein zum Verhältnis der mittelniederdeutschen Fassungen zu Brants Original ebd., S. 5–20.

143 Brant, *Dat Narrenschyp* [Chetelen], S. 167f. Die Stelle entspricht der dem heutigen Deutschen viel näheren Fassung Brants: »Wir wissen / vnd ist vns wol kunt / Das vns gesetzet ist die stundt / Vnd wissen nit wo/wenn/vnd wie / Der dott der ließ nie keynen hye [...] Das glück deilt vnglich gut/vnd rich / Aber der dot macht es alls glich / [...] Vnd dantzen jm noch synen reyen / Baebst/keyser/künig/bischöff/leyen«: Sebastian Brant, *Das Narrenschiff*, mit allen 114 Holzschnitten des Drucks Basel 1494, hg. von Joachim Knape, Stuttgart 2005, S. 404.

spricht: »In der Nacht, der Deue Gank / Slikende is min Ummewank«¹⁴⁴ (etwa: »Wie nachts die Diebe gehen, so ziehe schleichend ich umher«) was die direkte Bezugnahme auch auf diese belegt. Zu erwähnen sind darüber hinaus vier Illustrationen, welche aus den oben genannten Totentanzadaptionen übernommen worden sind. Bei der Illustration der 85. ›Narretei‹ handelt es sich um das Bildnis eines schreitenden Jünglings, der einer ihm zugewandten Totengestalt in Tanzhaltung gegenübergestellt ist. Letzterer streckt ihm beide Arme auffordernd entgegen und zeigt die von den Totentänzen von Lübeck und Reval bekannten, typischen Verwesungsmerkmale (angedeutete Mumifizierung, Bauchschnitt).¹⁴⁵

Ferner ist die Bekanntheit des Lübecker bzw. Revaler Totentanzes auch durch das *Redentiner Osterspiel* verbürgt; einem auf dem Lübecker Totentanztext beruhenden, mutmaßlich bereits 1464 verfasste Drama.¹⁴⁶ Details über Fastnachtsspiele, bei denen – etwa im oberrheinischen Raum – Totentanzaufführungen immer wieder eine bedeutende Rolle spielen, sind für den Ostseeraum leider kaum überliefert. Dass es sie gab, ist verbürgt: So wurden zu Fastnacht 1531 im westpreußischen Elbing ein Fastnachtsspiel aufgeführt, in dem insbesondere die geistlichen Stände (Papst, Kardinäle, Bischöfe, Domherren etc.) »in fratzenhafter Weise und [...] und unter Pauken- und Trompetenschall«¹⁴⁷ in einem öffentlichen Umzug verspottet und der Lächerlichkeit preisgegeben wurden. Erwähnenswert ist ferner ein ebenfalls in den 1530ern entstandenes Drama (wohl ebenfalls auf einem Fastnachtsspiel beruhend) in dem mutmaßlich kein anderer als der inzwischen zu Bekanntheit gelangte Copernicus als arroganter und zugleich ›närrischer‹ Astrologe geschmäht wird.¹⁴⁸ Ab-

144 Freytag, »Text und Kommentar«, S. 320; zur deutschen Übersetzung: Ebd., S. 321. Vgl. auch Brant, *Dat Narrenschyp* [Ghetelen], S. 399f.

145 Vgl. Brant, *Dat narren schyp* [Faksimile], S. 11; vgl. ebd., Fol. C lvvvi. Auch das eigentlich gefaltete, schwunghaft gestaltete Leichtentuch erinnert an jene Totentänze. Vgl. auch Brant, *Dat Narrenschyp* [Ghetelen], S. XVf. 1519 und 1520 wurde das *Narrenschyp* erneut, in leicht überarbeiteter Form, unter dem Titel *Dat nye schip van Narragonien* in Rostock publiziert und weist ebenfalls eine bedeutende Verbreitung im Ostseeraum auf. Vgl. »Dat Narrenschyp«, in: Deutsches Literatur-Lexikon.

146 Vgl. Maike Claußnitzer u.a., »Das Redentiner – ein Lübecker Osterspiel. Über das Redentiner Osterspiel von 1464 und den Totentanz der Marienkirche in Lübeck von 1463«, in: Zeitschrift für Deutsches Altertum und Deutsche Literatur 132/2 (2003), S. 189–238.

147 Anton Eichhorn, »Geschichte der ermländischen Bischofswahlen, mit möglicher Berücksichtigung der ihnen zum Grunde gelegenen Rechtsverhältnisse, zugleich eine chronologische Grundlage für die Geschichte der Bischöfe Ermlands«, in: Zeitschrift für die Geschichte und Alterthumskunde Ermlands 1 (1860), S. 269–308; hier: S. 302.

148 In dem vom im preußischen Exil lebenden Gulielmus Gnaphaeus geschriebenen Drama ist die als ›Morosophus‹ bezeichnete Figur des Astrologen einen wundersamen Regenschauer hervor, welche alle Menschen in Narren verwandelt. Nachdem er selbst diesem als einziger entkommen ist, leidet er nach anfänglicher Genugtuung unter seiner Sonderrolle als Weiser unter Narren und schließt sich diesen freiwillig an. Zuletzt werden alle mit Hilfe des Theophilus, also durch Hinwendung zur wahren, göttlichen Weisheit, von ihrem Zustand geheilt

gesehen von einer an die Ständereihung der Totentänze erinnernde ›Versammlung‹ geistlicher Würdenträger im erstgenannten Fastnachtsspiel findet sich in diesen Werken allerdings keine besondere Anspielungen auf Todesallegorien oder die Totentänze selbst.

Die vorgenannten Publikationen jedoch belegen, wenn nicht die große Bekanntheit des Lübecker bzw. Revaler Totentanzes, so doch sowohl die seiner Thematik als auch die der in ihnen besonders betonten Motivik der im Verwesungsprozess befindlichen Totengestalten. Diese Publikationen sind zudem vor dem Hintergrund der vielfältigen und tiefgreifenden Verbindung zu sehen, die zwischen den zur Hanse gehörenden Städten und Gebieten nicht zuletzt im Ostseeraum angenommen werden müssen. So lagen gerade die preußischen Gebiete nicht nur in der geographischen Mitte zwischen Lübeck und Reval, sondern waren mit diesen auch historisch, wirtschaftlich und kulturell eng verbunden. Lübeck war als »hovetstede der hanze«¹⁴⁹ kulturelles und wirtschaftspolitisches Vorbild für jüngere Städte. Insbesondere Thorn, die Heimatstadt des Copernicus', unterhielt enge wirtschaftliche und kulturelle Verbindungen zu Lübeck und war noch im 15. Jahrhundert die bedeutendste Handelsstadt Preußens, bis ihr Danzig den Rang als kommerzielles Zentrum abzulaufen begann. Das Lübecker Stadtrecht war »Blaupause deutschrechtlicher Städte im gesamten Ostseeraum«¹⁵⁰, darunter auch das

(vgl. Gulielmus Gnapheus, Morosophus. *Ein törichter Weiser. Von der wahren und der scheinbaren Weisheit. Lateinisch und Deutsch*, hg. von Hans-Dieter Hoffmann, Frankfurt a.M./New York 2010). Die Ansichten, ob die Charakterisierung des titelgebenden Astrologen tatsächlich auf Copernicus zielt, ist nicht unumstritten und wird diskutiert in ebd., S. 20–24 sowie in Fidel Rädle, »Zum dramatischen Schaffen des Gulielmus Gnapheus im preußischen Exil«, in: *Humanismus im Norden. Frühneuzeitliche Rezeption antiker Kultur und Literatur an Nord- und Ostsee*, hg. von Thomas Haye, Amsterdam u.a. 2000, S. 221–249, S. 221–249. In jedem Fall stellt die mutmaßliche Verspottung des Frauenburger Domherrn nicht das zentrale Motiv des Dramas dar. Zu weiteren Fastnachtsspielen in preußischen, darunter Copernicus' Heimatstadt Thorn, vgl. Johann G. T. Grässe (Hg.), *Sagenbuch des Preussischen Staats*, Glogau 1871, Nr. 520, S. 536f. Eine Zusammenstellung für das 15. Und 16. Jahrhundert findet sich in Ralf G. Päsler, »Deutschsprachige geistliche Texte des Mittelalters im Preußenland. Ein Bestandverzeichnis«, in: *Berichte und Forschungen. Jahrbuch des Bundesinstituts für Geschichte und Kultur der Deutschen im östlichen Europa* 13 (2005), S. 7–63; hier: S. 7–60.

149 Rolf Hammel-Kiesow, *Die Hanse*, München 2014, S. 66 [i. O. Herv.]. Vgl. hierzu und zum Folgenden insbesondere Tobies, *Das Baltikum*; Henryk Samsonowicz, »Die Hanse im Ostseeraum«, in: *Die preußischen Hansestädte und ihre Stellung im Nord- und Ostseeraum des Mittelalters*, hg. von Zenon H. Nowak und Janusz Tandecki, Toruń 1998, S. 7–14; S. 216; die Beiträge in Wilfried Schlau (Hg.), *Tausend Jahre Nachbarschaft. Die Völker des baltischen Raumes und die Deutschen*, München 1995; sowie Roman Czaja (Hg.), *Das Bild und die Wahrnehmung der Stadt und der städtischen Gesellschaft im Hanseraum im Mittelalter und der frühen Neuzeit*, Toruń 2004.

150 Karsten Brüggemann und Ralph Tuchtenhagen, *Tallinn. Kleine Geschichte der Stadt*, Köln u.a., 2011, S. 25. Vgl. zum Folgenden auch Sabine Dumschat, »Die Wirtschaftsbeziehungen im Mittelalter: Livland, Preußen, Litauen und die Hanse«, in: *Tausend Jahre Nachbarschaft. Die Völker*

Revals und Elbings. Reval selbst war seit (spätestens) 1285 Mitglied der Hanse und gehörte, auch wenn sie kein Teil Preußens war, doch zum Herrschaftsbereich des Ordensstaates.¹⁵¹ Ursprünglich »aus Initiative der Bürger Bremens und Lübecks ins Leben gerufen«¹⁵², hatte er Siedler:innen und Kaufleuten bei den preußischen Stadtgründungen Schutz geboten und war – ein »Unikum in der Geschichte der Hanse«¹⁵³ – selbst Mitglied mit allen Privilegien.

Zwar handelte es sich bei den zur Hanse zusammengeschlossenen Städten und Gebieten nicht um eine Art geschlossenen, homogenen ›Kulturraum‹ (wenn so etwas überhaupt denkbar wäre). Wohl aber ist die Hanse als Trägerin einer ›kulturellen Einheit Nordeuropas‹¹⁵⁴ bezeichnet worden, die sich zunächst aus wirtschaftlicher – und damit auch, wenn auch sehr eingeschränkt, politischer – Verbundenheit und gemeinsamen Interessen begründete. Der »constant exchange of goods, peoples and ideas [...] resulted in the emergence of common ways of behaviour and activity, common forms of work and leisure, common values and attitudes.«¹⁵⁵ Die Folge war eine als durchaus besonders wahrgenommene soziale Verbundenheit als Zugehörige einer »Gemeinschaft der Kaufleute im Ostseeraum«¹⁵⁶, deren weitgehend autonome Glieder sich in ihrer inneren Ordnung, ihrem Rechtssystem und ihren Werten und Verhaltensweisen trotz aller regionaler Unterschiede bemerkenswert ähnelten. Auch wenn die einzelnen Städte und Gebiete ihre Eigenarten aufwiesen,

des baltischen Raumes und die Deutschen, hg. von Wilfried Schlau, München 1995, S. 199–211; hier: S. 199f; wobei hinzuzufügen ist, dass in Preußen auch die ›Kulmer Handfeste‹ als Vorbild diente (vgl. ebd.).

- 151 1346 wurde Nordestland zusammen mit der Stadt, nach Jahrzehntelangen politischen Wirren, von Dänemark an den Deutschen Orden verkauft und verblieb nach der Säkularisierung Preußens bis 1561 im Besitz des Ordens. Vgl. Heinz von zur Mühlen, »Livland von der Christianisierung bis zum Ende seiner Selbständigkeit (etwa 1180–1561)«, in: *Deutsche Geschichte im Osten Europas. Baltische Länder*, hg. von Gert v. Pistohors, Berlin 1994, S. 25–172; hier: S. 71–78. Reval und war für den Orden oft vermittelnd tätig (vgl. Brüggemann und Tuchtenhagen, *Tallinn*, S. 29).
- 152 Henryk Samsonowicz, »Die Wahrnehmung der Hanse von außen«, in: *Das Bild und die Wahrnehmung der Stadt und der städtischen Gesellschaft im Hanseraum im Mittelalter und der frühen Neuzeit*, hg. von Roman Czaja, Toruń 2004, S. 75–90; hier: S. 80. Vgl. Dumschat, »Wirtschaftsbeziehungen im Mittelalter«, S. 206.
- 153 Ebd. Der Orden nahm in dieser Funktion auch sehr erfolgreich am Fernhandel teil. Seine zunehmende Konkurrenzstellung zu den eigenen Städten kann als weiterer Grund für die politischen Konflikte im 15. Jahrhundert gewertet werden. (vgl. ebd., S. 206ff.).
- 154 Samsonowicz, »Wahrnehmung der Hanse«, S. 85.
- 155 Maria Bogucka, »The Hanseatic Mentality of Danzig's Merchants (16th-18th Centuries)«, in: *Das Bild und die Wahrnehmung der Stadt und der städtischen Gesellschaft im Hanseraum im Mittelalter und der frühen Neuzeit*, hg. von Roman Czaja, Toruń 2004, S. 163–172; hier: S. 164; vgl. ebd., S. 163f. Vgl. auch Johannes Schildhauer, *Die Hanse. Geschichte und Kultur*, Leipzig 1984, S. 65ff.
- 156 Samsonowicz, »Wahrnehmung der Hanse«, S. 84; vgl. zum Folgenden ebd., S. 83ff sowie Bogucka, »The Hanseatic Mentality«, S. 163ff.

so fand diese Verbundenheit doch Ausdruck etwa in der auffallend ähnlichen Architektur und der urbanen Gestaltung unter anderem der Städte Lübeck, Hamburg, Danzig, Elbing und auch Reval mit ihren charakteristischen Backsteinbauten, die bereits um die Wende zum 16. Jahrhundert etwa in Hartmann Schedels Weltchronik (1493/1494) hervorgehoben worden war.

Nicht zu unterschätzen ist ferner die Bedeutung des Niederdeutschen als gemeinsamer Alltags- bzw. Verkehrssprache, die nicht nur den Handel, sondern auch die kulturelle Kommunikation erleichterte.

Unter den Sprachkontakte ist freilich besonders die literarische Kommunikation hervorzuheben. Wie gezeigt worden ist, spielte Lübeck dabei eine bestimmende Rolle in der Vermittlung von Literatur insbesondere ins nordöstliche Europa. Immerhin sind gerade *Reynke de vos*, die Totentanzadaptionen von 1489 und 1496 zusammen mit den Ausgaben des *Narrenschyp* als die »bedeutendsten literarischen Leistungen Norddeutschlands«¹⁵⁷ des ausgehenden Mittelalters bezeichnet worden. Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang auch der vergleichsweise hohe Alphabetisierungsgrad in den zum Hansebund gehörenden Städten des Ostseeraums.¹⁵⁸

Zuletzt ist der nach dem Lübecker Vorbild geschaffene Revaler Totentanz freilich (ebenso wie die oben genannten Druckadaptionen) selbst Ausdruck der vielfältigen, über politische Grenzen hinwegreichenden, kulturellen Verbundenheit jener Städte im Ostseeraum. Es sei in diesem Zusammenhang daran erinnert, dass der vielbeachtete Gemäldehintergrund des Lübecker Totentanzes eine klar erkennbare Stadtansicht Lübecks wiedergibt, während es sich bei der Revaler Variante nicht um Reval selbst, sondern um eine typisierte, generisch anmutende Hansestadtkulisse handelt – ein übertragbares Stadtportrait gewissermaßen, dass einerseits Ähnlichkeit und Gemeinsamkeit der Städte des Hansebundes zum Ausdruck bringt und dem zugleich der Bezug zum Lübecker Vorbild eingeschrieben bleibt.

In diesem Zusammenhang ist auch auf die Charakterisierung der auftretenden Ständevertreter:innen zurückzukommen. Nicht nur ist der Kaufmann im Lübecker Totentanz, und daher mutmaßlich ebenfalls im heute verlorenen Teil der Revaler Variante, vor einer von Schiffen befahrenen Bucht dargestellt und so deutlich als Ver-

¹⁵⁷ Brant, *Dat narren schyp* [Faksimile], S. 5. Vgl. grundsätzlich hierzu auch Timothy Sodmann, »Buchdruck, Buchhandel und Sprachkontakt im Hansischen Raum«, in: *Sprachkontakt in der Hanse. Aspekte des Sprachausgleichs im Ostsee- und Nordseeraum. Akten des 7. Internationalen Symposiums über Sprachkontakt in Europa*, Lübeck 1986, hg. von Per S. Ureland, Berlin 1987, S. 89–105.

¹⁵⁸ So wurden im westpreußischen Danzig an der Wende zum 16. Jahrhundert nicht nur Jungen im Lesen und Schreiben sowie in Latein unterrichtet, bevor sie in ein Lehrverhältnis eintraten oder, wie Copernicus, von wohlhabenderen Angehörigen zu weiteren Studien auf Universitäten geschickt wurden. Auch Mädchen wurden oftmals im Lesen und Schreiben unterrichtet, eine für die damalige Zeit gewiss bemerkenswerte Tatsache (vgl. Bogucka, »The Hanseatic Mentality«, S. 167).

treter »des florierenden Handelswesens«¹⁵⁹ gezeichnet. Im Gegensatz zu den Vertretern von Adel und Klerus sind die »frühbürgerlichen« Figuren dort in der Tendenz deutlich positiver gezeichnet. Während erstere vom Tod durchweg für ihre Lebensführung kritisiert werden,¹⁶⁰ wird etwa der Kaufmann, auch wenn dessen sündhaftes Verhalten nicht ausgeschlossen wird, nicht pauschal für sein Tun verurteilt: »Wenn du nichts anderes getan hast / als Kaufmann, wie es dir bestimmt war, / so wird dir ... (Gnade widerfahren?), / wenn über alles gerichtet werden wird, / und wenn du dich (gegen alles Böse) verwahrt / und deine Angelegenheit ganz ins reine [sic!] gebracht hast. Warst du aber anders, so ist das nicht gut.«¹⁶¹ Der Tod beschränkt seine Kritik hier auf die konditionale Feststellung in der letzten Zeile und sieht es offensichtlich als nicht unwahrscheinlich an, dass der Kaufmann sich vollkommen rechtfertig verhalten hat und somit auch aus dem Gericht gerechtfertigt hervorgehen wird. Die Figur des Bürgermeisters wird vom Tode irritierenderweise sogar für seine Taten gelobt, wenn auch nicht vorbehaltlos bzw. mit nachgeschoberner Kritik: »Großen Lohn wirst du empfangen. / Für deine Arbeit, die du getan hast, / wird dich Gott tausendfach belohnen / und im ewigen Leben krönen. / Doch könnte dir dein betrügerisches Verhalten bei deinem Tun / große Pein bereiten.«¹⁶²

Die einzigen Figuren, welche vom Tod vorbehaltlos positiv beurteilt werden, sind der Klausner und der Bauer, deren Weltabgewandtheit und Mühsal hervor-

¹⁵⁹ Warda, *Memento mori*, S. 73. Vgl. Freytag, »Text und Kommentar«, S. 260 sowie Freytag, »Literatur- und kulturhistorische Anmerkungen«, S. 39–43.

¹⁶⁰ So der Tod zum Kaiser: »Du warst auserwählt – bedenke das wohl! –, / um zu beschirmen und zu behüten / die heilige Kirche der Christenheit / mit dem Schwert der Gerechtigkeit. / Aber die Hoffart hat dich verbendet, / du hast dich selbst nicht gekannt (überschätzt).« (ebd., S. 171; im Original: »De werst gekoren wil dat vroden / to beschermen vnde to behoden / De hilgen kerken de kerstenheit / myt deme swerde der rechtichkeit / Men houardie heft di vor blent / du heft di suluen nicht gekent«; ebd., S. 170).

Zum Kardinal spricht der Tod in vergleichbarer Weise: »Du warst an Ansehen gleich / einem Apostel Gottes auf Erden, / damit du den christlichen Glauben stärktest / mit den Worten und anderen tugendsamen Werken. / Aber du hast in deiner großen Hoffart hoch zu Roß gesessen. / Deshalb mußt du dich jetzt um so mehr sorgen!« (ebd., S. 189; im Original: De werest van state gelike / en apostel godes vp entryke / Vmme den kersten louten to sterken / myt worden v~n anderen dogentsammen werken / Men du hest mit groter houardichit / vp dinen hogen perden reden / Des mostu sorgen ne de mere«; ebd., S. 188). Neben diesen gesellschaftlich hochstehenden Figuren – die Replik an den Papst ist nicht erhalten – werden allerdings auch die niedereren Ränge, etwa Edelmann und Kartäuser, in vergleichbarer Weise kritisiert (vgl. ebd., S. 202f; S. 212f).

¹⁶¹ Ebd., S. 267; im Original: »Hefstu anders nicht bedreuen, / In Kopencop, also di was gheuen, / It sal di ----- enheit, / Wen alle Dink to richten steit. / Hefstu di so vorwart, / Vn~ din Dink gans wol geklart, / Westu anders, dat is nicht gut«; ebd., S. 266.

¹⁶² Ebd., S. 223; im Original: Grot Lon schaltu entfan, / Vor din Arbeit, dat du hefst ghedan, / Wil di God dusentvult belonen, / Vnde in deme ewighen Leuende kronen. / Mer dine Bedrechlichkeit mede / Mochte di bringen in groten Vnurede«; ebd., S. 222.

gehoben werden. Gewürdigt werden vom Tod daher, wie festgestellt wurde, neben der betont frommen Figur des Klausners insbesondere die für das stadtürgerliche Gemeinwesen produktiv betrachteten Berufsgruppen, wobei nicht zuletzt das städtische Patriziat wohlwollend beurteilt wird¹⁶³ – eine bevorzugte Behandlung, die freilich besonders auffällt, wenn man die durchgehende Kritik der bürgerlichen Figuren bei Lydgate bedenkt!

Aufgrund dieser Beobachtungen ist auch spekuliert worden, ob sich das Lübecker bzw. das Revaler Monumentalgemälde einer Finanzierung des städtischen Patriziats verdankt.¹⁶⁴ In jedem Falle weist die implizite Würdigung der (handels-)städtischen Eliten auf ein bedeutendes ›frühbürgerliches‹ Selbstbewusstsein hin, das gerade auch für die Städte Westpreußens in ihrem Streben nach wirtschaftlicher Expansion und politischer Emanzipation – der Unabhängigkeit vom Deutschen Orden – als gegeben angenommen werden muss.

Es zeigt sich also, wie der Lübecker bzw. der Revaler Totentanz in seiner konkreten Ausführung als Produkt und Ausdruck eines kulturell vernetzten, (handels-)städtischen Selbstbewusstseins anzusehen ist. Ja, aufgrund seiner spezifischen Charakterisierung und Bewertung der Figuren ist er, in Verbindung mit dem Mittel des Stadtporträts, auch geradezu als »ein Sinnbild der hansischen Welt«¹⁶⁵ bezeichnet worden. Zugleich ist dies als deutlicher Hinweis darauf zu verstehen, wie verwurzelt seine Thematik und, damit verbunden, auch seine Motivik in den städtischen Milieus zwischen Lübeck und Reval gewesen sein muss.

Angesichts dessen ist wenig überraschend, dass gerade auch für die preußischen Hansestädte, nämlich am Beispiel Danzigs, mentalitätsgeschichtlich eben jene Disposition zu Tod und Sterben festgestellt worden ist, welche der intendierten didaktischen Stoßrichtung der Totentänze entspricht: Die Vergegenwärtigung der unausweichlichen Vergänglichkeit alles menschlichen Strebens und das Bedenken sowie die Furcht vor dem plötzlichen, unvorbereiteten Tode.¹⁶⁶ Auch wenn dies freilich weder für Danzig noch für die Hansestädte allgemein eine besondere oder gar exklusive Einstellung zum Tod darstellt, so ist dies doch ein Hinweis auf die allgemeine Rezeption jenes Gedankenguts, das zeitgleich, verbunden mit den Totentänzen, Verbreitung fand. Zusammenfassend kann, angesichts der gegebenen kulturellen Vernetzung, dem hohen Alphabetisierungs- und Bildungsgrad sowie der Verbreitung der genannten Totentanzadaptionen innerhalb der städtischen Gemeinschaften, zumindest für die gebildeteren Schichten des südlichen Ostseeraums von einer bedeutenden Bekanntheit des Totentanzmotivs, wenn nicht gar

¹⁶³ Vgl. auch die nicht weniger als Adel und Klerus pauschal kritisierten Figuren des Arztes und des Handwerkers: Ebd., S. 228f; S. 282f.

¹⁶⁴ Vgl. Freytag, »Literatur- und kulturhistorische Anmerkungen«, S. 40.

¹⁶⁵ Walter Paatz, *Bernt Notke und sein Kreis*, Berlin 1939, S. 71.

¹⁶⁶ Vgl., Bogucka, »The Hanseatic Mentality«, S. 170f.

in der konkreten Ausführung im Stile Revals bzw. Lübecks, ausgegangen werden. In Anbetracht dessen aber erscheint es nur plausibel, dass Parallelen zwischen der Totentanzmotivik und der sich in der Zirkulation scheinbar zersetzenenden Münzen gezogen werden könnten.

2.3.2 Die Münzschrift des Copernicus

Text und Entstehung

Allerdings stellt sich die Frage, inwiefern Copernicus selbst den Verfall der Toten und den Verfall der Münzen miteinander in Verbindung bringt und welche Rolle er der Materialität der Münze in seinen Schilderungen zuschreibt. Denn immerhin setzt er nicht nur, wie eingangs erwähnt, in den ersten Sätzen seiner Münzschrift die *mone te vilitas*, die ›Schlechtigkeit‹ der Münze bzw. die Münzentwertung mit dem Tode gleich. Sondern er legt im Folgenden auch geldtheoretische Analysen vor, in welchen er sich um eine Verhältnisbestimmung von Nominal- und Materialwert bemüht, um den fortschreitenden Münzverfall zu unterbinden.

Wie weiter oben bereits erwähnt, hatte der seit Ende 1516 mit finanziell relevanten Verwaltungsaufgaben betraute Frauenburger Domherr verschiedentlich Gelegenheit, mit den Folgen der sich stetig verändernden und im Silbergehalt abnehmenden Münzprägungen vertraut zu werden. Auf eigene Initiative oder, wie auch vermutet worden ist, als ›Forschungsbericht‹ für seine ermländischen Oberen, verfasste er zunächst eine *Meditata* genannte, lateinische Schrift zur vorliegenden Situation. In diesem auf den 15. August 1517 datierten Dokument legte er erste Überlegungen und mögliche Reformvorschläge vor. Die Schrift scheint auch alsbald Beachtung erfahren zu haben, denn auf Bitten der westpreußischen Stände hin übersetzte er diese Schrift 1519 ins damalige Frühneuhochdeutsch, wobei er einige, wenn auch geringfügige, Änderungen vornahm. Sie war offenbar als Vorlage für die Diskussion einer Währungsreform gedacht, welche auf den kommenden Ständetagen diskutiert werden sollte. In Folge des Reiterkrieges, mit dem Copernicus übrigens direkt in Berührungs kam – er befehligte (erfolgreich) die Verteidigung des 1520 belagerten Allenstein/Olsztyn –, erübrigte sich jedoch die gemeinsame Besprechung der Währungsfrage. Erst nach dem Waffenstillstand konnte die oftmals ›Denkschrift‹ genannte Abhandlung im März 1522 auf dem Ständetag von Graudenz/Grudziądz verlesen werden. Bedeutsam ist diese Versammlung auch deshalb, weil dort von Seiten der polnischen Delegation der Wille des Königs zu einer Vereinheitlichung der Währung in seinem gesamten Herrschaftsbereich geäußert wurde, inklusive der drei preußischen Gebiete. Copernicus' Anwesenheit als Gesandter des ermländischen Bischofs dort ist verbürgt und die offiziellen Aufzeichnungen registrieren einen (der Denkschrift später hinzugefügten) von ihm stammenden mündlichen Zu-

satz, in welchem er sich eben dieser Herausforderung – genauer, einer handlichen Relationierung preußischer und polnischer Prägungen – widmet.¹⁶⁷

1525 schließlich wurden die Feindseligkeiten zwischen dem Deutschen Orden und dem Königreich Polen final beigelegt. Nachdem sich Hochmeister Albrecht vergeblich um militärischen Beistand deutscher Fürsten bemüht hatte, unterwarf er sich seinem Onkel. Das Ordensland wurde in ein weltliches, protestantisches Fürstentum umgewandelt (das ›herzogliche‹ Preußen) und Albrecht zum ersten Herzog in Preußen ernannt. Der Friedensschluss sah nun eine alle preußischen Gebiete umfassende Münzreform vor, deren Verhandlung vor Pfingsten des kommenden Jahres (15. Mai 1526) abgeschlossen sein sollte. Im Hinblick auf diese Verhandlungen, die zwischen den westpreußischen Ständen und (dem anwesenden) König Sigismund I. in Danzig stattfanden, verfasste Copernicus die finale Fassung seiner Überlegungen zum preußischen Münzwesen, dessen Zustand freilich so desolat war wie nie zuvor.¹⁶⁸ Der volle Titel der Schrift lautet *Monete cudende ratio*, was mit »Über die Münzprägung« oder »Überlegungen über die Münzprägung« wohl am einfachsten zu übersetzen ist.¹⁶⁹ Im Frühjahr 1525 verfasst, stellt sie eine deutliche Weiterbearbeitung der vorangegangenen Versionen dar, insofern sie neu strukturiert, in der Sache differenzierter sowie umfangreicher ist und auch den veränderten politischen Gegebenheiten Rechnung trägt.¹⁷⁰ Sie ist auch rhetorisch am ausgefeiltesten, wie das nun eingesetzte, eingangs aufgeführte Zitat über die ›apokalyptischen‹ Bedrohungen des Gemeinwesens zeigt. Seine münz- und geldtheoretischen Überlegungen hat Copernicus also in drei Fassungen niedergelegt, welche die geldpolitische Situation in Preußen zu unterschiedlichen Zeitpunkten widerspiegeln. Im Folgenden wird von der dritten Fassung ausgegangen, bei welcher es sich zweifelsohne

¹⁶⁷ Seine diesbezüglichen Überlegungen erfuhren kurzfristige (wenn auch unvollkommene) Umsetzung in den Münzprägungen der Stadt Danzig 1522, die allerdings schon wenige Jahre später eingestellt werden mussten. Vgl. zum Obigen auch Copernicus, *Geldlehre*, S. 13; Vgl. Copernicus, *Gesamtausgabe*, Bd. 5, S. 113; Hamel, *Nicolaus Copernicus*, S. 187f; Copernicus, *Complete Works*, Bd. 3, S. 169ff.

¹⁶⁸ Vgl. ebd.; vgl. Copernicus, *Geldlehre*, S. 13f.

¹⁶⁹ Zur Titelgebung vgl. ebd., S. 39; Copernicus, *Complete Works*, Bd. 3, S. 172. Sommerfelds Übersetzung »Rechnerische Festlegung des Münzfußes« (Copernicus, *Geldlehre*, S. 39) geht von einer sehr literalen Bedeutung von *ratio* aus und stimmt sachlich kaum mit dem Inhalt des Traktats überein, wie er selbst einräumt (vgl. ebd.).

¹⁷⁰ Vgl. ebd., S. 39; S. 92. Die Fassung ist in drei Manuskripten überliefert, welche nur geringe Differenzen bzw. abweichende Schreibweisen aufweisen. Vgl. zur Überlieferungsgeschichte ebd., S. 19–23; S. 38; S. 44–47. Die genauere Datierung ihrer Abfassung ist nicht unumstritten. Allerdings wird die Fertigstellung der Schrift für das Frühjahr 1526 angenommen. Im Text Copernicus' ist tatsächlich die Rede von der »iuxta ordinationem nunc instituendam« (CG 154), also der »nunmehr zu beschließenden Münzordnung« (CG 164), was eine Fertigstellung kurz vor den Verhandlungen nahelegt. Vgl. zur Datierung Copernicus, *Geldlehre*, S. 39–42 sowie Copernicus, *Complete Works*, Bd. 3, S. 171f.

um die »letzte, erweiterte und ausgereifte«¹⁷¹ handelt und die den bis dato erfolgten Entwicklungen voll Rechnung trägt.

Der Text ist von bemerkenswerter Kürze und weist als selbsterkanntes Ziel aus »zu verdeutlichen, auf welche Weise das Ansehen des Geldes zu Falle gekommen ist und wie es wieder aufgerichtet werden kann« (CG 167). Er ist von ebenso bemerkenswert klarem Aufbau: In einem ersten Teil folgt unmittelbar auf den knappen rhetorischen Einstieg eine allgemeine theoretische Reflexion der Münze bzw. des Münzgeldes (das heißt seiner historischen Herkunft, Funktion und Wertbestimmung). Außerdem ist eine Auflistung möglicher Gründe seines Wertverfalls gegeben. Zweitens wird im Anschluss der Zustand der preußischen Münze und ihr sukzessiver Verfall historisch situiert und nachgezeichnet. Im dritten Teil werden konkrete Reformvorschläge aufgeführt und Maßnahmen zur Überwindung dabei etwaig auftretender Schwierigkeiten erläutert.

Im Folgenden gilt es, die Inhalte von Copernicus' Münzschrift genauer zu diskutieren. Insbesondere wird auf die bemerkenswerte Synthese von geldwerttheoretisch nominalistischer und metallistischer Position einzugehen sein, welche den Frauenburger Gelehrten zu einer Identifikation münzpolitischer ›Fehlleistungen‹ führt. In diesem Zusammenhang entwickelt er einen ersten Ansatz zu einer Geldmengentheorie. In seiner anschließenden Diskussion über die Folgen der bisherigen Münzpolitik schließlich liefert er auch rhetorisch eindrückliche Beschreibungen der als greshamsches Gesetz bezeichneten Prozesse.

Im Anschluss sollen seine Ausführungen mit den oben vorgestellten geldwerttheoretischen Ansätzen hinsichtlich der Rolle und Bedeutung des Münzmaterials bzw. seines Wertes verglichen werden. Es lässt sich zeigen, dass, während Copernicus sich jeglichen Bezugs zu metaphysischen Überlegungen enthält, der Materialität des Münzgeldes in den von ihm beschriebenen Prozessen eine Eigenständigkeit, ja Widerständigkeit zukommt, welche derjenigen des Materiellen in den weiter oben skizzierten metaphysischen Überlegungen gleicht. In der Tat weist die Materialität des Geldes auch hier, auf abstrakt-theoretischer Ebene, eine bemerkenswerte strukturelle Nähe zu der Verhandlung des Materiellen im Totentanz auf, wie sie oben herausgearbeitet worden ist.

Geldtheoretische Analysen

»Die Münze«, so beginnt Copernicus den ersten Teil seiner Münzschrift, »ist geprägtes Gold und Silber, womit die Preise [precia] der käuflichen und verkäuflichen Dinge berechnet werden, je nach Festlegung durch das Gemeinwesen oder dessen Oberhaupt. Sie ist also ein gewisses Maß für Bewertungen [estimatio]« (CG 159, lat.

¹⁷¹ Copernicus, *Geldlehre*, S. 38; vgl. hierzu wie zum Folgenden ebd., S. 71; Copernicus, *Gesamtausgabe*, Bd. 5, S. 111.

CG 148).¹⁷² Der Frauenburger Domherr entwirft hier gleich in den ersten Zeilen eine an den monetären Gegebenheiten seiner Zeit geschulte und zugleich deutlich ›hy-lemorphe‹ Bestimmung der Münze, nämlich als »aurum vel argentum signatum« (CG 148) nur um gleich darauf auf eine nominalistisch anmutende Geldbestimmung einzuschwenken. Geld wird hier als Wertmaß, Rechen- und Zähleinheit definiert (betont im mit ›berechnet‹ übersetzbaren ›numerantur‹ (CG 148)¹⁷³, deren Bestimmung sich der Festlegung durch die Obrigkeit verdankt. Dieses Verständnis des Münzgeldes deckt sich offenbar mit demjenigen, welches Aristoteles in der *Ethik* entwirft und scheint den geldpolitisch ›nominalistischen Gestus‘ der ordensstaatlichen Geldpolitik zu bestätigen.

Nur wenige Zeilen darauf aber schildert er nun die ebenfalls von Aristoteles – allerdings aus der *Politik* – bekannte, mutmaßliche Genese des Geldes aus dem Naturalienhandel:

Für die Einführung der Münze gibt es aber einen zwingenden Grund. Zwar hätte nämlich allein auf der Basis des Gold- und Silbergewichts ein Warentausch stattfinden können, weil nach Übereinkunft aller Menschen Gold und Silber überall als wertvoll angesehen werden [*vbique in precio habeatur*]; dennoch aber ist, weil es sehr unbequem war, stets die Prüfgewichte herbeizuschaffen, und weil auch der Reinheitsgrad von Gold und Silber nicht sofort von allen festgestellt werden kann, beschlossen worden, Münzen mit einem öffentlichen Zeichen [*publico sigillo*] zu prägen, das bezeugen sollte, daß die richtige Menge an Gold und Silber darin enthalten ist, und durch das dem Vertrauen darauf die amtliche Grundlage geboten werden sollte. (CG 159, lat. CG 148)

Wie schon bei Aristoteles emergiert das (Münz-)Geld hier aus dem Warenverkehr zur Erleichterung des Handels und impliziert die Identität von Geldwert und dessen Material- bzw. Warenwert. Dem Prägezeichen kommt hier, wie schon in Aristoteles' *Politik*, allein Verweischarakter zu. Das *publico sigillo* bezeugt den Wert, ohne ihn selbst zu vermitteln.

Diese Gegenüberstellung der beiden aristotelischen Geldbestimmungen, auf die sich Copernicus offensichtlich, wenn auch an keiner Stelle ausdrücklich, be-

¹⁷² Vgl. »Est autem Moneta aurum vel argentum signatum, qua precia emptibilia vendibiliumque rerum numerantur secundum cuiusvis reip(ublice) vel gubernantis ipsam institutum: Est ergo moneta tanquam mensura quedam communis estimationum«, CG 148).

¹⁷³ *Premium* kann sowohl ›Preis‹ als auch ›Wert‹ bedeuten. Bei Copernicus scheinen sich diese Bedeutungen zu überlagern (vgl. auch die unten folgende Passage, der zufolge ›aurum et argentum vbique in precio habeatur‹ (CG 148) also Gold und Silber überall als wertvoll betrachtet werden (vgl. dazu auch Volckart, ›Quantity Theory‹, S. 437f). Die Rede der Festlegung ›durch das Gemeinwesen oder dessen Oberhaupt‹ relativiert zwar nicht die gesetzliche Wertbestimmung, stellt aber wohl die Frage deren Legitimation. Im Weiteren wird noch darauf zurückzukommen sein.

zieht, ist für sich schon bemerkenswert.¹⁷⁴ Weitaus bedeutender aber ist nun, dass er diese beiden Positionen zu einer Synthese zusammenführt. Hier ist es angebracht, das lateinische Original zu zitieren, in dem nun es heißt, »oportet tamen valorem ab estimationem discerni: potest enim pluris estimari moneta quam eius qua constat materia et econuerso« (CG 148): Es sei zwischen *valor* (Wert, Geltung) und *estimatio* (Wert, Abschätzung, Bewertung) der Münze zu unterscheiden, denn »eine Münze kann höher bewertet werden als das Material, aus dem sie besteht, und umgekehrt« (CG 159). Copernicus differenziert hier explizit zwischen zwei Wertbegriffen, von denen der eine (*estimatio*) der gesetzlichen Festlegung, der andere (*valor*) offenbar der dem Material zuerkannten Werthaltigkeit zugeordnet wird. Diese Differenzierung, die über die bisher vorgestellten geldwerttheoretischen Überlegungen hinausgeht, ist eindeutig der unübersichtlichen Situation der preußischen ›Münzverwirrung‹ geschuldet, in der sich zeigt, dass beide Wertbestimmungen ganz offenbar unabhängig voneinander operieren und in fataler Weise in Konkurrenz zueinander treten können.

Copernicus fordert nun allerdings keine Identität von *valor* und *estimatio*, wie naheliegen könnte und wie es eine, aus der angenommenen Genese des Geldes aus dem Naturalientausch gefolgerte, metallistische Position implizierte. Vielmehr ist ihm zufolge die *estimatio* der Münze, wie er erläutert, genau dann »[i]usta autem et equa« (CG 148), also gerecht und angemessen,¹⁷⁵ wenn »sie nur etwas weniger Gold oder Silber enthält, als für sie selbst gekauft wird, nämlich nur so viel weniger, als man für die Aufwendungen der Münze hat abziehen müssen, denn das Zeichen soll dem Material noch etwas Wert [*dignitatem*] hinzufügen« (CG 159, lat. CG 148).

Diese Überlegung begründet sich darin, dass die Äquivalenz von Materialwert und Nominalwert ein Verlustgeschäft für die das Münzgeld ausgebende Institution bedeutete, die ja neben den Kosten für das reine Material auch die Herstellungskosten zu tragen hat. Eine *dignitas* in exakter Höhe der Produktions- bzw. Bereitstellungskosten der Münze versicherte ferner dagegen, dass die Münze ausgeführt

¹⁷⁴ Die direkte Gegenüberstellung beider Geldbestimmungen ist in der Tat ein Novum. Sie findet sich in dieser Deutlichkeit m. W. weder bei Aristoteles, noch bei Thomas oder anderen Scholastikern. Bis heute wird, wie bereits erwähnt, Aristoteles zumindest in der Tendenz meist auf eine der beiden Sichtweisen verkürzt.

Eine Vertrautheit des Copernicus mit den aristotelischen Schriften kann als selbstverständlich angenommen werden (vgl. auch die späteren Ausführungen zu Copernicus' Studienjahren in Krakau, Bologna, Padua und sowie Goddu, *Aristotelian Tradition*, S. 6–33; S. 173–187).

¹⁷⁵ Die Copernicus-Gesamtausgabe übersetzt hier in ihrem auch sonst eher literalen Duktus übrigens mit »gerecht und gleichmäßig« (CG 159), was im vorliegenden Zusammenhang wenig sinnbringend erscheint. Etwas freier, aber wohl doch zu umgangssprachlich könnte dies auch mit »recht und billig« übersetzt werden. Sommerfeld übersetzt schlicht mit »richtige« (Copernicus, *Geldlehre*, S. 49).

und anderswo eingeschmolzen würde, um sie zu einer auswertigen, nominal höherwertigen Denomination umzuprägen – eine Maßnahme, aus der Fürsten anderer Länder auf ähnliche Weise wie die ordensstaatlichen Hochmeister Gewinn aus ihrer Münzproduktion zu ziehen versucht sein könnten. Der Nachteil für die preußischen Länder bestünde schlüssig in einem Verschwinden ihrer material höherwertigen Münzen (was einer Variation der mit dem greshamschen Gesetz bezeichneten Prozesse gleichkäme). Wenn aber die Münze gegenüber ihrem Material exakt so viel mehr gilt, wie die Kosten der Umschmelzung betragen, entfällt dieses Motiv, da das Einschmelzen der Münze ja keinen Gewinn mehr bringt. Eben dies wird in einem später, im Juli 1526 von Copernicus ausgefertigten Brief der preußischen Stände an den königlich-polnischen Sekretär Jost Ludwig Dietz (1485–1545) erläutert, welcher in direkter Abhängigkeit zu seinen in der Münzschrift vorgestellten Überlegungen steht. Hier wird auf den möglichen Einwand eingegangen, dass

wenn die königliche Majestät gute Münze [*monetam ... bonam*] prägen würde, dann würde dies [sic!] aus Gewinnsucht ausgeführt [...]. Dem antworten wir, daß durch die Bewertung [*estimationem*] diesem Übel entgegengetreten wird, denn die Münze muß höher bewertet werden als ihr Metallwert ist [*estimari enim debet moneta pluris quam valeat*], wobei das Münzbild oder das Wappen den fehlenden Wert [*defectum valoris*], das heißt das fehlende Silber, ergänzt [...] und somit die Münze nicht mit Gewinn eingeschmolzen werden kann¹⁷⁶.

Copernicus scheint so die nominalistische und metallistische Geldwertbestimmungen zusammenzuführen, wobei dem Materialwert als Bezugsgroße für die gesetzliche Festlegung des Geldwerts eine faktisch zentrale Rolle zukommt. Daher schußfolgert er auch, dass die *estimatio*, auch wenn sie offenkundig unabhängig vom Materialwert operiert, genauer besehen doch »auf der Güte des Materials beruht [*in bonitate materie fundetur*]« (CG 159, lat. CG 148). Die *dignitas* der Münze schließlich stellt, wenn man so will, einen dritten Wertbegriff dar, welche die Differenz von *estimatio* und *valor* umfasst. Die Überlegungen des Copernicus ließen sich daher auf die münzwerttheoretische Formel *estimatio = valor + dignitas* bringen.¹⁷⁷

In jedem Fall setzt der Frauenburger Domherr mit der ausdrücklichen Bindung des Nominalwerts an den Materialwert der auch bei ihm – konform den aristotelischen Überlegungen aus der *Ethik* bzw. der geldwerttheoretisch nominalistischen Position – grundsätzlich willkürlich festlegbaren *estimatio* also genaue Grenzen. Damit wendet er sich zugleich gegen jede Form des Gewinns (Seignorage)

¹⁷⁶ Copernicus, *Gesamtausgabe*, Bd. 6/1, S. 118–129; hier: S. 127f, Herv.: PL; zum Lateinischen vgl. ebd., S. 122.

¹⁷⁷ Vgl. Copernicus, *Geldlehre*, S. 76.

aus der Münzproduktion, welche im vergangenen Jahrhundert so zentral für die ordensstaatlichen Finanzen gewesen war.

Copernicus fährt nun mit einer Aufzählung möglicher münzpolitischer Fehlleistungen fort, welche den Wert der Münzen destabilisierten. »Am häufigsten vermindert sich diese (Bewertung) durch eine zu große Anzahl (von Münzen), wenn nämlich so viel Silber in Münze verwandelt wird, bis die Leute lieber ungeprägtes Silber als Münzen haben wollen. Es schwindet nämlich auf diese Weise das Ansehen der Münze [*dignitas monetæ*], wenn man mit ihr nicht mehr so viel Silber kaufen kann, wie das Geldstück selber enthält, und es dann für einträglicher angesehen wird, das Silber auszuschmelzen und so die Münze zu vernichten« (CG 159, lat. CG 148). Diese Passage mit ihrem Verweis auf übergroße Geldmengen erscheint als früher Ansatz zu einer Geldmengentheorie, welche den Schriften der üblicherweise als Urheber derselben genannten klar vorangeht.¹⁷⁸ In neueren Untersuchungen wurde dies allerdings hinterfragt. Denn zwar kann, wie erläutert worden ist, der Wert einer umlaufenden Münze durchaus unter ihren Materialwert fallen, nicht zuletzt »because of the mint's large demand for bullion, which increases the price of bullion«¹⁷⁹ – also aufgrund einer durch die Prägetätigkeit erhöhten Nachfrage nach Edelmetall, welche in entsprechenden Preisanstiegen des Münzmaterials resultiert. Allerdings ist an dieser Stelle keine Rede von Preissteigerungen; und auch nicht gesondert von der Kaufkraft der Münze, die noch einmal von Metall- und Nominalwert differenziert würde. Insbesondere scheint hier auch der weiter oben deutlich mit dem gesetzlichen Nominalwert identifizierte Begriff der *estimatio* verunklart.¹⁸⁰

Von diesen begrifflichen Unklarheiten abgesehen beschreibt Copernicus hier durchaus den wertmindernden Effekt zu großer Geldmengen und abstrahiert zugleich deutlich von der ihm vorliegenden Situation. Denn die Überproduktion von Münzen im preußischen Währungsgebiet ging einher mit (und war auch nur möglich durch) Veränderungen am Münzfuß, also mit einer Verringerung des Materialwerts (*valor*). Die obige Passage aber bezieht sich offenbar (auch) auf die seiner Ansicht nach »vollwertige« Münzproduktion. Im Brief an Dietz heißt es zu möglichen Reformen sogar, eine »Münzverbesserung geschieht nun nicht nur dadurch, daß weniger Kupfer und mehr Silber in die Pragmasse oder den Geldstoff

¹⁷⁸ Üblicherweise sind dies Martin de Azpilcueta Navarra (1493–1586), Jean Bodin (1530–1596) und Luis de Molina (1535–1600). Bieda schreibt zu Copernicus, es sei »difficult to find a clearer and better practical explanation of the Quantity Theory of Money than that« (Bieda, »Economist«, S. 100). Oliver Volckart, der von Copernicus' Darlegungen nicht überzeugt ist, bringt die Berater des polnischen Königs als Urheber der Geldmengentheorie ins Spiel, die diese offenbar in der Tat um 1540 präziser als Copernicus formulieren (vgl. Volckart, »Quantity Theory«, S. 430–449).

¹⁷⁹ Ebd., S. 436.

¹⁸⁰ Oliver Volckart schreibt daher auch: »What Copernicus did not see was a connection between the supply of money and the rise of prices« (ebd., S. 437).

[*mixtura pagamenti seu materie*] eingesetzt wird, sondern auch dadurch, daß die Anzahl begrenzt und das Gewicht vergrößert wird.¹⁸¹ Die Begrenzung der Anzahl der Münzen – und damit der umlaufenden Geldmenge – ist hier, neben Anpassung von Gesamtgewicht und Feingehalt, eindeutig als eigenständige Maßnahme genannt. Bedenkt man dazu, dass einer der das Traktat abschließenden Reformvorschläge in der schlichten Aussage besteht, »daß man sich vor einer zu großen Menge an Münzen in acht nimmt« (CG 167), so erscheinen die Überlegungen des Copernicus vielleicht nicht ausgereift genug, um als regelrechte Geldmengentheorie zu gelten. Sie können aber, auch wenn die Zusammenhänge nicht vollständig und vor allem nicht in vollständiger Klarheit beschrieben sind, durchaus als Ansatz zu einer solchen angesehen werden.

Ungleicher wichtiger angesichts seiner Betonung der Zentralstellung des Materialwerts sind freilich die von Copernicus im Folgenden genannten, das Wertgefüge störenden Missverhältnisse von *valor* und *estimatio* zu nennen, allen voran natürlich die Veränderungen am Münzfuß. Denn »[a]uch der (Metall)wert [*valor*] kann auf vielerlei Weise verdorben werden, entweder wegen mangelhaften Materials allein [*defectum materie solum*], wenn nämlich bei gleichbleibendem Gewicht der Münze dem Silber mehr Kupfer als nötig beigemischt wird; oder durch einen Mangel an Gewicht, obwohl die Münze das richtige Mischungsverhältnis von Kupfer und Silber aufweist; oder, was das Schlimmste ist, wegen beider Mängel zugleich« (CG 160, lat. CG 149). Diese Passage richtet sich ganz offensichtlich gegen das Verhalten vor allem des Hochmeisters, einen Nominalwert (*estimatio*) zu bestimmen, welcher Material- plus Herstellungs- bzw. Bereitstellungskosten der Münze (*valor + dignitas*) zum Teil weit übertrifft.

Nun führt Copernicus keinen im eigentlichen Sinne geldtheoretischen Grund an, warum die *estimatio* nicht höher angesetzt sein könnte als *valor plus dignitas*. Dies ist nicht nur möglich (wie die Situation im damaligen Preußen zeigt), sondern wirtschaftlich auch unproblematisch, sofern die Geldmenge kontrolliert wird; also, wenn aufgrund des geringeren Bedarfs an Münzmaterial nicht einfach mehr Münzen geschlagen werden als zuvor – oder aber sich diese vergrößerte Menge durch nur geringe Beimischung »unedlerer« Stoffe in Grenzen hält. Der Effekt besteht dann höchstens in einer Abwertung gegenüber auswärtigen Währungen, welche die binnengesetzliche Stabilität ungleich weniger tangiert.¹⁸² Angesichts seiner

¹⁸¹ Copernicus, *Gesamtausgabe*, Bd. 6/1, S. 126; vgl. ebd., S. 121.

¹⁸² Der Abwertungseffekt ist freilich auch nur dann in Anschlag zu bringen, wenn der Zahlungsempfänger die Möglichkeit als unrealistisch erachtet, jene Münzen selbst zum vollen Wert einzulösen zu können. Im konkreten Fall würden regelmäßig im Geltungsbereich jener Münzen tätige auswärtige Kaufleute eher geneigt sein, sie zum vollen Wert zu akzeptieren, während sie in ökonomisch weniger angeschlossenen Gebieten aufgrund ihres mangelnden Materialwerts wohl kaum einzulösen könnten.

nicht ausgereiften Überlegungen zur Bedeutung der Geldmenge aber ist fraglich, ob Copernicus diese theoretische Möglichkeit gesehen hat oder als praktikabel eingeschätzt hätte. Dennoch begründen sich seine Vorbehalte gegen material ›minderwertige‹ Münzen nicht theoretisch, sondern offensichtlich gegen die ansonsten gegebene Möglichkeit der Obrigkeit, in ähnlichem Maße wie bisher einen (gegebenenfalls gar sukzessive gesteigerten) Gewinn aus der Münzprägung zu schlagen. Seine Ausführungen zielen demgegenüber darauf, den Wert der Münzen ihrem Zugriff auch zukünftig entziehend zu stabilisieren, weswegen er ihn am Materialwert – dem Wortsinn nach ›objektiv‹ – verankert haben möchte. Angesichts der bedeutenden und vor allem sukzessiven Münzmanipulationen scheint ein solcher Vorbehalt durchaus nachvollziehbar. Belegen lässt er sich an Äußerungen des Copernicus' in einem Brief an Felix Reich. Dort schreibt er in resignierendem Ton, dass, würden seine Erkenntnisse nicht umgesetzt, »die Sache [d.h. die Situation der Münze] nur noch schlimmer [werde]; denn sie werden nicht aufhören, auf die bisherige Art und Weise Münzen zu prägen.«¹⁸³ Nur eine strenge Bindung an den Materialwert verhindert nachhaltig eine der obrigkeitlichen Interessen- und Finanzlage folgende Ausbeutung des Münzgewinns, welche nur wieder zu neuem Wertverfall oder gar zu einer wie von Copernicus beschriebenen ›greshamschen Situation‹ führt.

Im Anschluss an diese seine theoretisch-systematischen Ausführungen geht Copernicus nun dazu über, die konkrete Situation der preußischen Münze zu erläutern. Zunächst beschreibt er bemerkenswert akkurat die Geschichte der preußischen Münzpolitik seit der Niederlage des Ordens bei Tannenberg im Jahre 1410. Hernach nämlich, so Copernicus, beginne »die Schädigung des Gemeinwesens von Tag zu Tag mehr an der Münze sichtbar zu werden« (CG 160). Die nun geschlagenen Münzen seien den vorigen »zwar äußerlich [...] ähnlich [!], enthielten, wie sich herausstellte, [jedoch] nicht mehr als 3/5 Teile Silber« (CG 160) – entgegen den vorher üblichen drei Vierteln.

Copernicus bemerkt hier offenbar die numismatisch belegbare Tatsache der Jahrzehnte währenden ordensstaatlichen Münzmanipulationen. Die Differenz von Nominal- und Materialwert macht er dabei als Fehler und im weiteren Fortgang als Ursache der wirtschaftlichen Misere aus; ein Fehler, der »weiter zu[nahm], bis man die Verhältnisse völlig auf den Kopf stellte und begann, drei Teilen Kupfer einen vierten Teil Silber beizumischen, so daß man [bei einem Schilling] nicht mehr von einer Silber-, sondern richtiger von einer Kupfermünze sprechen sollte« (CG 160). Diese Praxis, so klagt er, kenne, »kein Aufhören und hört bis zum heutigen Tag nicht auf« (CG 162), wobei die alten Münzen jeweils zusammen mit den neuen »infolge eines außerordentlichen Irrtums im Umlauf« (CG 161) blieben. Mit Blick auf die aktuelle Situation schließlich bemerkt er, dass die »Verschiedenheit der Groschen

¹⁸³ Ebd., S. 133–137; hier: S. 135.

und Schillinge als auch der Pfennige [...] derzeit so groß [ist], daß man die einzelnen Geldstücke kaum ihrem [Material-]Wert nach veranschlagen und voneinander unterscheiden kann« (CG 165). Ihr paralleles Umlaufen aber sei ein »unentwirrbares Durcheinander [*confusionem ... inextricabilem*]« (CG 165, lat. CG 154) und die daraus folgenden »Mühen, Beschwerden und anderen Unannehmlichkeiten der Händler und Geschäftsleute« (CG 165) erheblich.

Eben in diesem Zusammenhang vermerkt Copernicus nun seine Beobachtung, dass die parallele Zirkulation von Münzen unterschiedlichen Material-, aber gleichen Nominalwerts, einen bemerkenswerten Effekt hat, nämlich die oben als greshamsches Gesetz identifizierten Prozesse in Gang setzt. Denn »die Goldschmiede und die, die sich auf die Güte des Metalls verstehen, [...] lesen [...] aus dem vermischtten Geld das alte aus und verkaufen das daraus ausgeschmolzene Silber, wobei sie mit der vermischten Münze immer mehr Silber vom unerfahrenen Volk erhalten. Aber nachdem jene alten Schillinge bereits ganz verschwinden, werden die nächstbesten ausgelesen, wobei eine (immer) schlechter werdende Geldmasse [*pecuniarum aceruo*] zurückbleibt. [Herv.: PL]« (CG 162f, lat. CG 152).

Copernicus erwähnt hier nicht die Möglichkeit der Hortung vom Material höherwertiger Münzen als Wertspeicher oder den sukzessiven, durch den Fernhandel bedingten »Abfluss« derselben. Im oben genannten Brief an Dietz wird dies allerdings ergänzt durch eine Bemerkung zum gesetzlichen Wechselkurs der preußischen Münzen zum ungarischen Goldgulden. Man könne »in der Tat niemand zwingen [...], gegen seinen Willen den Gulden [etwa] für 30 [Silber-]Groschen oder 60 Halbgroschen abzugeben, sondern das Gold wird dann versteckt werden, und es wird verschwinden¹⁸⁴, bis ein Umtausch preislich wieder akzeptabel erscheine. Allerdings benennt Copernicus in seinem Traktat klar die wirtschaftlichen Folgen dieses Phänomens, wobei er insbesondere das Problem der Importe hervorhebt. Denn was

steht noch aus, wenn nicht Abhilfe geschaffen wird, als daß Preußen demnächst, von Gold und Silber entblößt, nur noch über Kupfermünze verfügt, wodurch die Einfuhr fremdländischer Waren und aller Großhandel binnen kurzem zum Erliegen kommen werden? Denn welcher fremde Kaufmann wird seine Waren für Kupfermünzen hergeben wollen, und welcher einheimische Kaufmann wird dann mit einer solchen Münze an fremden Gestaden exotische Waren einkaufen können? (CG 162)

Ebenso konstatiert er die der Abwertung und Überproduktion der Münzen geschuldeten Teuerungen, wenn er über »jene verbreitete Klage [berichtet] [...], die Lebensmittel, der Lohn der Dienerschaft, die handwerklichen Dienstleistungen und wo-

¹⁸⁴ Copernicus, *Gesamtausgabe*, Bd. 6/1, S. 127; vgl. ebd.

nach sonst noch für gewöhnlich ein Bedarf besteht, seien überteuert« (CG 163). Denn zum einen würden gerade Kaufleute und Handwerker »ihre Waren und Leistungen nach der Geltung [valorem] des Goldes verkaufen und für um so mehr Geldstücke abgeben, je geringwertiger [exilior] die Münze« (CG 163, lat. CG 152) sei.¹⁸⁵ Zum anderen ergibt sich die beobachtete Preissteigerung freilich aus der Übermenge an zirkulierendem Geld, das in der Vergangenheit eben »zwar an Menge [multitudine], nicht aber an Güte [bonitate]« (CG 161, lat. CG 150) zugenommen habe.

Copernicus beschreibt die nach Gresham benannten Zusammenhänge somit nicht nur früher als der Britische Bankier, der zur Entstehungszeit der Überlegungen des Frauenburger Domherrn gerade erst geboren war. Er tut dies auch weit ausführlicher, differenzierter und theoretisch fundierter als jener, besteht dessen einzige verbürgte Äußerung zu diesem Thema doch in einer eher beiläufigen Passage eines Briefes an Königin Elizabeth I. von England.¹⁸⁶ Vor allem tut er dies auch in eindringlichen und drastischen Worten, wenn er etwa schreibt, dass die je neue schlechtere Münze »die alte nicht nur ansteckte, sondern sozusagen besiegte« (CG 161), ihr Ansehen »durch trügerische und übertriebene Bewertung« (CG 162) herabzöge und somit »die Güte der voraufgegangenen herabdrückte und zurückdrängte« (CG 162). In der Konsequenz, so Copernicus, »verfällt [...] unser Vaterland mehr und mehr und ist durch diese Plage und andere Schicksalsschläge fast bis zum endgültigen Untergang gebracht worden« (CG 163).

Abschließend seien die Reformvorschläge, die Copernicus zur ›Wiederaufrichtung‹ der Münze entwirft, angesprochen. Insgesamt zielen sie auf eine Vereinheitlichung der Münzwerte und insbesondere der Prägestätten, um die obigen ›Münzverwirrungen‹ nachhaltig zu vermeiden. Er spricht sich dabei im Grundsatz für eine einzige Münzstätte zur leichteren Kontrolle der Prägetätigkeit aus. Aus diplomatischen Gründen ist er jedoch bereit, zwei Prägestätten zuzulassen – je eine im ›herzoglichen‹ und im ›königlichen‹ Preußen. Dabei rät er zu ähnlichen, aber erkennbar verschiedenen Münzbildern. Vor allem aber ist ihm zufolge freilich darauf zu achten, dass »diese beiden Münzprägungen dem Gewicht, dem Wert und der Bewertung nach [granj, valoris et extimationis] einheitlich sind und unter der wachsenden Aufsicht der Ersten des Gemeinwesens gemäß der nunmehr zu beschließenden Münzordnung auch stets bleiben« (CG 164). Zentral ist ferner die Forderung,

¹⁸⁵ Es wird im Text nicht ersichtlich, warum Copernicus hier allein von Gold, und nicht (auch) von Silber spricht, gab es im Preußen jener Zeit doch keine Goldprägungen. Gegebenenfalls spielt er auf Gold als höherwertigeren Wertstandard im internationalen Großhandel an, der für Kaufleute (und mittelbar, wenn auch weniger wahrscheinlich, auch für Handwerker) ebenfalls Berechnungsgrundlage gewesen sein könnte.

¹⁸⁶ Vgl. Frank W. Fetter, »Some Neglected Aspects of Gresham's Law«, in: *The Quarterly Journal of Economics* 46/3 (1932), S. 480–495; hier: S. 482. Wie Fetter bemerkt, braucht es »considerable ingenuity to draw from Gresham's modest statement about debasement [...] a universal law« (ebd., S. 483).

»daß beide Fürsten keinen Gewinn aus der Münzprägung zu ziehen gedenken, sondern nur so viel Kupfer zugesetzt wird und die Bewertug [sic!] nur um so viel den Metallwert [*valorem*] übersteigt, daß der Kostenaufwand abgedeckt werden kann« (CG 164, lat. 154). In jedem Fall aber, so vermerkt er explizit, ist in Zukunft die Vermengung von Münzen unterschiedlicher materialer Beschaffenheit zu vermeiden. Bei Einführung der (nun hoffentlich seinen Bestimmungen entsprechenden) neuen Münzen seien die alten zugleich zu verbieten und abzuschaffen. Ausdrücklich sei sich auch »vor einer zu großen Menge an Münzen in acht« (CG 167) zu nehmen. Vor allem aber dürfe es keine Veränderung an der Münze ohne »reifliche Beratung der Vornehmsten [*maturo procerum consilio*] und ohne einstimmigen Beschuß« (CG 167, lat. CG 156) geben. Dann, so Copernicus, könne das zu Fall gekommene »Ansehen des Geldes [*monete ... dignitas*] wieder aufgerichtet werden« (CG 167, lat. CG 156).

Wie lassen sich diese Beobachtungen und Analysen des Copernicus zu den oben vorgestellten geldtheoretischen Positionen in Beziehung setzen? Im Vergleich mit den genannten scholastischen Positionen fällt auf, dass Copernicus seine Überlegungen in keiner Weise metaphysisch unterlegt und die heimische Geldwirtschaft aus einer übergreifenderen Perspektive betrachtet. Sein Blick scheint nicht, wie etwa bei Thomas von Aquin, allein binnengewirtschaftlich fixiert, sondern berücksichtigt – siehe seine Ausführungen zu Importen und Währungsspekulationen – die zu seiner Zeit bereits zum Globalen tendierenden, wirtschaftlichen Verflechtungen als wesentliche Faktoren.¹⁸⁷

Argumentativ stützt Copernicus seine Überlegungen neben einem offensichtlichen (wenn auch nicht benannten) Bezug auf die aristotelischen Schriften vor allem auf eigene Beobachtungen der münzpolitischen Geschichte und ökonomischer Praxis der preußischen Lande. Er erteilt darin einer das Recht des Souveräns stützenden geldwerttheoretisch nominalistischen Position eine Absage, geht aber zugleich über einer metallistischen Position entsprechende, eher oberflächliche Gleichsetzung von Münzwert und Materialwert hinaus. Denn er setzt die Materialität des Geldes zwar zentral, zugleich aber erkennt er die nicht nur wertanzeigende, sondern auch wertvermittelnde Funktion des Prägezeichens an, welche dem Geldobjekt zusätzliche *dignitas* verleiht. Durch die den Wert stabilisierende Festsetzung des Nominalwerts (*estimatio*) auf die Höhe des Materialwerts (*valor*) plus Produktionskosten wird ersterer fixiert bzw. an letzteren gebunden – womit zugleich

187 ›Global‹ wird hier im Sinne der Globalgeschichte als Verhältnis der Vernetzung, Grenzüberschreitung und Interdependenz bezeichnet, ohne damit Anspruch auf eine Art weltumspannende Totalität zu erheben. Vgl. hierzu Sebastian Conrad und Shalini Randeria, »Einleitung. Geteilte Geschichten-Europa in einer postkolonialen Welt«, in: *Jenseits des Eurozentrismus: postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, hg. dens., Frankfurt a.M. 2002, S. 9–49; hier: S. 18f.

der Handlungsspielraum für Münzgewinne auf null sinkt. Allerdings erscheint eine erhöhte *dignitas* bzw. *estimatio* als theoretisch durchaus möglich. Allein aus den von ihm befürchteten wirtschaftlichen Folgen eines Ausnutzens derselben zur Erhöhung obrigkeitlichen Münzgewinns spricht sich Copernicus für eine solch strenge Kopplung des Nennwertes an den Materialwert aus. Die in den oben vorgestellten Überlegungen marginalisierte Materialität der Münze scheint jedenfalls geldtheoretisch rehabilitiert und zu ihrem gesetzlichen Wert in ein stabiles Verhältnis gebracht.

2.3.3 Die sterblichen, sterbenden und todbringenden Münzen

Inwiefern aber bringt Copernicus nun selbst, über die obige Gleichsetzung von Tod und Münzentwertung hinaus, den Verfall der Toten und den Verfall der Münzen miteinander in Verbindung?

Zunächst ist darauf hinzuweisen, dass es angesichts der weiten Verbreitung der Totentänze im oben beschriebenen Stile und Copernicus' eigenem Bildungshintergrund keinen Grund zu der Annahme gibt, dass er mit ihnen und ihrer Motivik nicht auf die eine oder andere Weise vertraut gewesen wäre. Zwar gibt es keine Hinweise auf eine direkte Rezeption etwa jener ›monumentalen‹ Wandgemälde, wie Aufenthalte in Reval oder Lübeck oder auch den Kauf oder Besitz der oben genannten Drucke. Allerdings verrät sein Lebenslauf nicht nur eine Vertrautheit mit den in den Totentänzen aufgerufenen metaphysischen Grundüberlegungen und insbesondere auch mit der Idee der Unbeständigkeit und tendenziellen Abwertung des Materiellen, sondern lässt auch eine Kenntnis der Totentanzmotivik plausibel erscheinen.

So stammte Copernicus aus einer thornner Kaufmannsfamilie; insbesondere Thorn aber war Teil der oben skizzierten wirtschaftlichen und kulturellen hansestädtischen Verflechtungen und unterhielt, wie erwähnt, enge Verbindungen zu Lübeck. Sie war, wie viele der Orte, an denen Copernicus im Ermland und in ganz Preußen wirkte, eine jener wirtschaftlich und kulturell wohlvernetzten Handels- und Hansestädte an der Südküste der Ostsee. Auch seine Bildung und Ausbildung legen eine Vertrautheit, wenn nicht mit der Motivik der Totentänze, so doch mit den darin aufgegriffenen religiösen, theologischen und metaphysisch-philosophischen Grundüberzeugungen nahe. Copernicus besuchte zunächst die städtische Pfarrschule Thorn und, wie angenommen wird, die Schule der Brüder vom gemeinsamen Leben in Kulm/Chełmno, wo neben Lektionen in Latein und dem Quadrivium auch biblische und theologische Unterweisungen zum Unterrichtsinhalt gehörten. Die Brüder vom gemeinsamen Leben bevorzugten insbesondere die Schriften Jean Gersons (1363–1429) – jenes französischen Gelehrten, welcher mit seinem *Opus(cu-*

lum) tripartitum (1408) das Genre der *Ars moriendi* begründet hatte, jener europaweit nicht weniger als die Totentänze verbreiteten Sterbeliteratur.¹⁸⁸

An der Universität Krakau führte er zwischen 1491 und 1494 diese seiner Zeit übliche Ausbildung mit dem Studium der *Artes liberales* fort. Grundsätzlich war das Studium auf die Diskussion der aristotelischen Schriften und ihre Integration in das damalige christliche Weltverständnis ausgerichtet, wobei sich die Krakauer Universität offenbar durch eine bemerkenswerte Vielzahl von Diskussions- und Interpretationsansätzen auszeichnete. Neben der Autorität des Aristoteles lässt sich allerdings auch eine sich maßgeblich der von Ficino angestoßenen Platonrezeption verdankende, zunehmende Bedeutung neoplatonischen Gedankenguts nachweisen. Schon zu Copernicus Studienzeiten verfügte die Krakauer Universität nachweislich und in mehrfacher Ausführung über Ficinos Platonübersetzungen. Personell geknüpft ist dieser intellektuelle Impetus an Lehrende wie Laurentius Corvinus (1465–1527), mit dem Copernicus lange persönlich in Kontakt stand, Johannes Aesticampianus (1457–1520), Filippo Buonaccorsi (1437–1497) und Conrad Celtis (1459–1508), der selbst als Schüler Ficinos gilt.¹⁸⁹

Eine Vertrautheit mit der von Ficino beförderten neoplatonischen Philosophie lässt sich für Copernicus direkt über die von ihm mutmaßlich besessenen Bücher nachweisen. Diese wurden nach seinem Tod zum großen Teil der Bibliothek des Frauenburger Domkapitels einverleibt, die im Dreißigjährigen Krieg geplündert und in Teilen nach Schweden überführt wurde. Heute sind die dem Besitz des Copernicus zugeschriebenen Werke Eigentum der Universität Uppsala und online einsehbar. Es handelt sich dabei, neben einem Griechisch-lateinischen Wörterbuch, maßgeblich um medizinische und vor allem astronomische bzw. astrologische ›Fachliteratur‹ – jedenfalls keine dem Genre der Totentänze nahestehenden Werke und überhaupt keine als erbaulich oder im engeren Sinne literarisch zu bezeichnenden Publikationen.¹⁹⁰ In diesem (freilich nur fragmentarisch erhaltenen)

188 Vgl. Rolf Schönberger, »Von der ›meditatio mortis‹ zur ›ars moriendi‹. Das Problem des Todes im Denken des Jean Gerson«, in: *Ende und Vollendung. Eschatologische Perspektiven im Mittelalter. mit einem Beitrag zur Geschichte des Thomas-Instituts der Universität zu Köln anlässlich des 50. Jahrestages der Institutsgründung*, hg. von Jan A. Aertsen, Berlin u.a. 2002, 721–734; vgl. Goddu, *Aristotelian Tradition*, S. 8–13.

189 Vgl. zum Obigen ebd., S. 140f; S. 25. Zum Verhältnis von Aristoteles- und Platonrezeption an der Universität Krakau im 15. Jahrhundert vgl. ebd., S. 97f; S. 140. Vgl. ferner Dilwyn Knox, »Ficino and Copernicus«, in: Marsilio Ficino. *His Theology, His Philosophy, His Legacy*, hg. von Michael J. B. Allen, Leiden u.a. 2001, S. 399–418; hier: S. 405 sowie Knoll, »Young Copernicus«; hier: S. 25ff. Studien an der Universität umfassten nachweislich die Diskussion sämtlicher verfügbarer Schriften des Aristoteles inklusive, worauf in der Copernicusforschung in der Regel besonders Wert gelegt wird, eines besonderen Fokus' auf *De Caelo* und andere kosmologisch bedeutsame Schriften.

190 Sie beinhalten ferner auch keine (kirchen-)rechtlichen Schriften, was angesichts seiner diesbezüglichen Studien in Bologna und Ferrara doch bemerkenswert ist (vgl. Goddu,

tenen) Buchbestand findet sich jedoch ebenfalls die Platonübersetzung Ficinos, welche Copernicus später auch nachweislich als Referenz beim Verfassen von *De revolutionibus* verwendet.¹⁹¹

Diese Bezugnahme auf Ficinos Schriften legt nahe, dass Copernicus nicht nur mit der neoplatonischen Philosophie vertraut war, sondern eben auch die darin besonders deutliche Tendenz der Abwertung des Materiellen rezipierte. Nachdrücklich bestätigt wird dies durch die von ihm verfasste Übersetzung der Briefsammlung des im siebten Jahrhundert lebenden Theophylaktos Simokattes vom Griechischen ins Lateinische. Dort setzt er sich zwar nicht mit der Ikonografie der verlebendigten, verfallenden Toten, so doch mit dem Tod und der Hinfälligkeit alles Materiellen direkt auseinander. Copernicus begann diese Schrift bereits 1507 und widmete sie seinem Onkel und Gönner Lukas Watzenrode mit größter Dankbarkeit für seine Förderung. 1509 wurde sie in Krakau gedruckt, wobei es sich um die erste im Königreich Polen erschienene derartige Übersetzung handelte. Unterstützung fand Copernicus dabei offenbar bei keinem anderen als dem oben genannten Laurentius Corvinus, der sich bereits während seiner Zeit in Krakau um die (neo-)platonische Rezeption bemüht hatte.¹⁹²

Die eklektisch anmutende Sammlung mutmaßlicher Briefe antiker Prominenz umfasst 85 einzelne Texte, die in die Kategorien *ruralis*, *amatoria* und *moralis* (frei übersetzt: Landleben, Liebesleben und Moral) eingeteilt sind. Insbesondere in letzterer Kategorie, die Copernicus in seiner der Übersetzung vorangestellten Widmung als »Lehren zur Einrichtung des menschlichen Lebens«¹⁹³ preist, finden sich immer wieder direkte Bezugnahmen auf die menschliche Vergänglichkeit sowie eine Betonung der Hinfälligkeit des menschlichen Körpers und der diesseitig-materialen Welt als solcher. Obwohl sie der griechischen Antike entstammen, fügen sie sich allesamt in die Vergänglichkeitsreflexion christlicher Prägung.

Bemerkenswerterweise wird die Sammlung von zwei inhaltlich aufeinander bezogenen Episteln gerahmt: Der letzte (Platon an Dionysios) gemahnt allgemein an die menschliche Vergänglichkeit: Dort wird dem Adressaten mitgeteilt, wenn er von

Aristotelian Tradition, S. 180); vgl. Universität Uppsala, *Copernicana Collection*: [¹⁹¹ Vgl. Knox, »Ficino and Copernicus«, S. 402f.](http://www.alvin-portal.org/alvin/view.jsf?dswid=843&searchType=EXTENDED&query=copernicana&aq=%B%5B%7B%22A_FQ%22%3A%22copernicana%22%7D%5D%5D&aqe=%5B%5D&af=%5B%22FREE_ONLINE%3Atrue%22%5D&pid=alvin-record%3A112222&c=1#alvin-record%3A112222, 20.8.2023). Zu Copernicus Büchersammlung allgemein vgl. auch Paweł Czartoryski, »The Library of Copernicus«, in: <i>Science and History. Studies in Honor of Edward Rosen</i>, hg. von Erna Hilfstein u.a., Warschau 1978, S. 354–396. Zur mutmaßlichen Überlieferungsgeschichte vgl. Goddu, <i>Aristotelian Tradition</i>, S. 212f.</p>
</div>
<div data-bbox=)

¹⁹² Vgl. Copernicus, *Gesamtausgabe*, Bd. 5, S. 17–86; zur Editionsgeschichte vgl. ebd., S. 11–17 sowie Goddu, *Aristotelian Tradition*, S. 43; S. 140f.

¹⁹³ Copernicus, *Gesamtausgabe*, Bd. 5, S. 18; vgl. ebd., S. 17.

Trauer überkommen werden wolle, »dann wandle unter Grabmälern [...]. Und beherzige, daß das größte Glück der Menschen schließlich die Leichtigkeit von Staub annimmt¹⁹⁴; mit dem Tode also vergänglich ist. Damit wird im Abschluss der Sammlung der Bogen zum ersten Brief (Kritias an Plotin) geschlagen, der explizit auf neoplatonische Traditionen Bezug nimmt und nicht nur auf die Hinfälligkeit, sondern auch die Minderwertigkeit des materiellen Daseins anspielt. Zunächst wird dort der Gesang der Zikaden gerühmt, die im antiken Griechenland unter anderem als Symbol von Unsterblichkeit, höherer Erkenntnis und auch als Sinnbild der ›entkörperlichten Seele‹ galten.¹⁹⁵ Im Anschluss folgt ein Lob auf Plotin (!), an den der Brief angeblich gerichtet ist: »Während wir [...] lange in einem unreinen Leben dahinstarben, hast Du uns [...] zur Tugend wiederauferweckt. [...] Entweder philosophiert Plotinos ohne Körper auf Erden oder die Philosophie wandelt, körperhaft geworden, wie ein Mensch unter Menschen.«¹⁹⁶ Diese ›Entrückung‹ Plotins als der Zikade gleichende, quasi-paradoxe Verkörperung der körperlosen, rein geistigen Philosophie, bedeutet umgekehrt eine Absage an das körperlich-materielle Dasein, das für Plotin seine Uneigentlichkeit eben durch seine Hinfälligkeit und Vergänglichkeit ausweist. In diesem Sinne wird im 25. Brief direkt auf Plotins Abscheu vor allem materiell-Körperlichen (und seine angebliche Abscheu vor seinem eigenen Körper) Bezug genommen.¹⁹⁷

Der Copernicusforscher Edward Rosen hat nahegelegt, dass Copernicus keinerlei tieferes Interesse mit den Briefen des Theophylaktos verband, sondern jene Texte allein nutzte, um anhand ihrer Griechisch zu lernen und anschließend die astronomisch relevanten Schriften der Antike aus erster Hand konsultieren zu können. Alternativ ist vorgeschlagen worden, dass Copernicus zumindest mit der Publikation der Übersetzung die Hoffnung auf einen Ruf als Gelehrter im Stile des Humanismus

194 Ebd., S. 86.

195 In Platons *Phaidros* wird der Mythos berichtet, dass die Zikaden einst menschliche Sänger gewesen seien, die über dem Musizieren die Nahrungsaufnahme vergaßen, körperlich immer hinfälliger wurden und starben. Die Musen jedoch hätten sie in Zikaden verwandelt, die (wie man glaubte), nach dem Ende ihres Larvendaseins ohne Essen und Trinken auskamen, d.h. einer höheren Daseinstufe ohne körperliche Bedürfnisse teilhatten. Vgl. Roland Achtziger und Ursula Nigmann, »Zikaden in Mythologie, Kunst und Folklore«, in: *Denisia* 4 (2002), S. 1–16; hier: S. 4ff.

196 Copernicus, *Gesamtausgabe*, Bd. 5, S. 19.

197 Vgl. auch ebd., S. 19, FN 7. Vgl. auch den 34. Brief, wo es heißt, »wir Sterblichen [besitzen] nämlich hier nichts Eigenes, sondern werden, die wir eben nur für kurze Zeit leben, des zurechtgemachten Schmuckes beraubt werden. Als Tote nämlich werden wir dessen beraubt werden, was nicht (wirklich) das unsrige ist.« Insbesondere die materiellen Körper nämlich »sind vergänglich und nur für kurze Zeit unser.«(ebd., S. 49).

verband.¹⁹⁸ Auch wenn beides nicht völlig von der Hand zu weisen ist, so stellt sich allerdings die Frage, warum ausgerechnet diese Texte als Lernhilfe herangezogen wurden.

In jedem Fall scheint klar, dass Copernicus (auch wenn unbekannt bleiben muss, inwiefern er die in diesen Briefen geäußerten moralischen, lebenspraktischen und eben auch philosophischen Ansichten teilte) mit der den Tod und die menschliche Vergänglichkeit betonenden, in der Philosophie der Antike gründenden und christlich überformten kulturellen ›Hintergrundstimmung‹ seiner Zeit direkt in Berührung gekommen ist. Es zeigt also auch, wie oben erläutert, dass er insbesondere mit der tendenziellen Abwertung des offenkundig hinfälligen Materiellen im Sinne der neoplatonischen Philosophie, ausgerechnet über die Figur des Plotins, vertraut war.

Es scheint auch nicht weit hergeholt, Copernicus eine direkte Kenntnis der Totentanzmotivik zuzusprechen. Denn abgesehen von der oben erwähnten Popularität derselben auch in dem städtischen Umfeld, in dem er sich in Preußen bewegte, wird der Frauenburger Domherr eben durch seine Studienaufenthalte in Italien – Bologna (1496–1500), Padua (1501–1503) und Ferrara (1503) – mit der Reflexion des Todes in Gestalt verfallender Totenfiguren in Kontakt gekommen sein. Denn auch südlich der Alpen gehörte die Reflexion des Todes in Wort und Bild zur selbstverständlichen ›kulturellen Grundstimmung‹ jener Zeit.¹⁹⁹ Zwar waren in den von Copernicus besuchten norditalienischen Städten und in ihrem näheren Umkreis Totentanzdarstellungen weniger verbreitet als nördlich der Alpen. Stattdessen aber dominierten die *Trionfi della Morta*: Monumentalgemälde, in denen, oftmals an die petrarkischen Schriften angelehnt, der endzeitliche Triumph des Todes in drastischen Bildern ausgemalt wurde, und die in ihrer Darstellung von Tod und Toten den Totentanzdarstellungen oftmals ikonografisch glichen. In der Bologneser Augustinerkirche San Giacomo Maggiore etwa tritt der Tod im zwischen 1480 und 1490 entstandenen Fresko als herrschaftliche (und herrische) Skelettgestalt auf. Und im damals reichen Clusone, das wie Padua zum venezianischen Herrschaftsgebiet gehörte, wurde im Jahre 1485 ein *Trionfo della Morta* mit der Darstellung eines Totentanzes inklusive der üblichen körperlich verfallenden (wenn auch schon deutlich skelettierten) Totenfiguren verbunden. Die Verbreitung der *Trionfi* ist, ähnlich wie die des Totentanzmotivs, durch zahlreiche Drucke belegt, in welchen die Darstellungen der Gemälde etwa zur Illustration der petrarkischen Texte aufgegriffen wurden.²⁰⁰

198 Vgl. Edward Rosen, »Copernicus the Humanist«, in: *Dialectics and Humanism* 10/4 (1983), S. 57–61; hier: S. 60; Copernicus, *Complete Works*, Bd. 3, S. 3–24; Goddu, *Aristotelian Tradition*, S. 194ff.

199 Vgl. Berndt Hamm, *Religiosität im späten Mittelalter. Spannungspole, Neuaufrüchte, Normierungen*, hg. von Wolfgang Simon und Reinhold Friedrich, Tübingen 2011, S. 475ff.

200 Vgl. dazu wie allgemein zum Obigen Pierroberto Scaramella, »The Italy of Triumphs and of Contrasts«, in: *Humana Fragilitas. The Themes of Death in Europe from the 13th Century to the*

Auch wenn sich bei Copernicus also keine direkte Rezeption oder Bezugnahme auf die Motivik der Totentänze belegen lässt, so erschiene es angesichts des Obigen doch überraschend, dass ein weit gereister und vielseitig interessierter Gelehrter wie er mit der zum kulturellen Hintergrund seiner Zeit gehörenden Todesreflexion und ihrer weit verbreiteten Figuration in den verfallenden Totengestalten nicht auf die eine oder andere Art näher in Berührung gekommen wäre.²⁰¹ Denn alles deutet doch darauf hin, dass Copernicus keineswegs ein weltfremder, ›närrischer Sternengucker‹ war, als der er im oben erwähnten Fastnachtsspiel mutmaßlich geschmäht wurde. Vielmehr war er – wie gerade sein Interesse an ökonomischen Zusammenhängen, die von ihm erfolgreich geleitete Verteidigung Allensteins im Jahre 1520, seine Studien und seine Übersetzungstätigkeit zeigen – ein vielseitig gebildeter Gelehrter, der an den Fragen und Geschehnissen seiner Zeit Anteil nahm, auch wenn er sich zu ihnen nicht immer explizit äußerte.²⁰²

Wie steht es nun mit der Bezugnahme von Copernicus' Münzschrift auf die zeitgenössischen Totentänze und ihre Motivik? Insbesondere seine Schilderungen der preußischen Münzsituation sind dabei genauer zu betrachten. Denn gerade dort, bei seiner Beschreibung der die ›greshamsche Situation‹ betreffenden Prozesse, beschreibt Copernicus die in Umlauf gesetzten, material ›schlechten‹ Münzen als krankhaft, betrügerisch, übergriffig und letztlich todbringend – Attribute, welche denen der tanzenden Totengestalten auffällig gleichen.

So heißt es dort, wie oben bereits zitiert, dass die schlechtere Münze »die alte nicht nur ansteckte [*infecit*], sondern sozusagen besiegte [*exupgnauit*]« (CG 161,

18th Century, hg. von Pierroberto Scaramella und Alberto Tenenti, Clusone 2002, S. 25–98, v.a. S. 37–42; vgl. Ingrid Völser, *The Theme of Death in Italian Art. The Triumph of Death*, Montreal 2001, v.a. S. 100f; das ältere Liliane Guerry, *Le thème du „triomphe de la mort“ dans la peinture italienne*, Paris 1951, S. 190–202; S. 106–111 sowie William J. Kennedy, »Petrarchian Audiences and Print Technology«, in: *The Journal of Medieval and Renaissance Studies* 14/1 (1984), S. 1–20.

- 201 In einem umgreifenderen Zusammenhang könnte auch auf die den verlebendigten Toten in vielerlei Hinsicht gleichenden anatomischen Darstellungen hingewiesen werden, wie sie im 16. Jahrhundert entstehen. Auch wenn Vesalius' *De humani corporis fabrica* erst 1543 erscheint – also im Todesjahr des Copernicus und dem der Erstveröffentlichung seines Hauptwerks – so spricht deren Übereinstimmung doch für eine vorgängige Ubiquität der Motivik der verlebendigten Toten gerade im intellektuellen Milieu dieser Zeit. (Man denke etwa an das die menschliche Knochenstruktur abbildende, klagend dreinschauende Skelettgestalt bei Vesalius, welche mit dem ›Friedhofsgerät‹ einer Schaufel ausgerüstet ist. Und natürlich ist das berühmte Bild einer einen menschlichen Schädel betrachtenden Knochengestalt zugleich eine deutliche, wenn auch eher melancholisch anmutende, Mahnung an die menschliche Sterblichkeit). Vgl. Andreas Vesalius, *De humani corporis fabrica libri VII*, Basel 1543, S. 163.
- 202 Das betrifft, wie festgestellt wurde, auch die Astrologie. Copernicus verharre bezüglich der Frage ihrer schon zeitgenössisch bestrittenen Legitimität in »curious silence« (Goddu, *Aristotelian Tradition*, S. 191; vgl. ebd., S. 203).

lat. CG 150) bzw. dass umgekehrt, bei in Umlauf setzen material ›höherwertigerer‹ Nominale, die alten ›das Ansehen der neuen vergiften [inficiet]‹ (CG 165, lat. CG 154) würden. Gleich zweimal spricht er also von Vergiftung bzw. Ansteckung. Das Bild von der ›Krankheit der Münzen‹ liegt für Copernicus, der in Padua Medizin studiert hatte, und insbesondere für seinen Onkel, den Fürstbischof Lukas Watzenrode als Leibarzt tätig war, gewiss nahe. In der frühneuhochdeutschen Version des Traktats von 1519 schreibt er entsprechend, dass ›trefflichem gebrechenn [...] vnderwurffen [ist] die pr(reusche) Muncze‹ (CG 132) und von ›vnnsner preuscher Muncze die bis her myt fast fylenn gebrechenn ist wandelbaer [...] wurdenn‹ (CG 130). Es handelt sich offenbar um eine ›Krankheit‹, die ganz offensichtlich mit dem ›körperlichen‹ Verfall der Münze verbunden ist. Das in der hier zitierten Copernicus-Gesamtausgabe literal mit ›besiegte‹ wiedergegebene *expugnauit* (bzw. *expugnavit*) der finalen Fassung bedeutet aber zugleich ›vernichtete‹, und ist mit dem Anklang der totalen Niederwerfung verbunden; *expugnator* bedeutet auch ›Schänder‹ – weswegen Erich Sommerfeld, von der rhetorischen Stoßrichtung her, wohl korrekter mit ›zu Boden strecken‹ übersetzt.²⁰³ Die material ›schlechten‹ Münzen erscheinen so als von einer mit körperlichem Verfall verbundenen Krankheit gezeichnet, durch die nicht nur sie selbst, sondern auch die anderen auf üble Weise zu Tode gebracht werden.

Wenn Copernicus ferner schreibt, dass die schlechteren Schillinge das Ansehen der besseren ›durch trügerische und übertriebene Bewertung‹ (CG 162) herabsetzen (›fallacj ac iniqua extimatione detrahebant dignitatij solidorum‹, CG 151), so ist in Anschlag zu bringen, dass *iniquus* zunächst ›ungerecht‹, ›gehässig‹, ›feindselig‹ bedeutet, während das mit ›herabsetzen‹ wiedergegebene *detrahere* auch mit ›erniedrigen‹, ›zwingen‹, ›verunglimpfen‹ übersetzt werden könnte, also eindeutig negativ konnotiert ist.²⁰⁴ Zuletzt beschreibt Copernicus das gegenseitige Verdrängen der Münze dadurch, dass die neuen, material ›minderwertigen‹ Nominale ›die Güte der voraufgegangenen herabdrückte und zurückdrängte [oppressit er extrusit]‹ (CG 162, lat. CG 151). *Opprimere* aber bedeutet auch ›Gewalt antun‹, *oppressio* ist die ›Gewalttat‹ sowie ›feindlicher Überfall‹ bzw. (hinterhältige) ›Überrumpelung des Feindes‹. *Extrudere* wäre auch zu übersetzen mit ›wegtreiben‹, ›fortstoßen‹, ›verdrängen‹.²⁰⁵

Diese drastischen Beschreibungen der in der ›greshamschen Situation‹ ablauenden Prozesse haben alle gemein, dass die ›schlechten‹ Münze nicht nur moralisch

²⁰³ Vgl. Copernicus, *Geldlehre*, S. 53.

²⁰⁴ Vgl. ›in-īquus‹, in: *Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch, aus den Quellen zusammengetragen und mit besonderer Bezugnahme auf Synonymik und Antiquitäten unter Berücksichtigung der besten Hilfsmittel ausgearbeitet. Unveränderter Nachdruck der achten verbesserten und vermehrten Auflage*, hg. von Karl Ernst Georges, 2 Bde., Darmstadt 1998; vgl. ›dē-traho‹, in: ebd.

²⁰⁵ Vgl. ›oppressio‹ sowie ›ex-trūdo‹, in: ebd.

negativ bewertet werden, sondern eine bemerkenswerte Agentialität an den Tag legen. In ihrer als krankhaft fortschreitend geschilderten materialen Defizienz sind sie, gleich den ›bösen Münzen‹, betrügerisch, ja, ›gehässig‹ und als ›feindlich‹ konnotiert. Zugleich aber sind sie – gerade in ihrem körperlich-materialen Verfall – als aktiv, dynamisch, ja, dynamisierend geschildert (*extrudere*). Dabei handeln sie gegenüber ihren ›vollwertigeren‹ Gegenparts übergriffig und gewalttätig, sie machen sie sich zwanghaft gleich und unterwerfen sie sich bis zur Vernichtung.

Sind diese Übersetzungen überzogen? Wohl kaum; denn zum einen bedient sich die Copernicus-Gesamtausgabe, wie bereits erwähnt, allgemein einer eher literalen Wiedergabe. Zum anderen sind auch die hier angeführten, drastischeren Übersetzungsmöglichkeiten weit mehr auf der Linie des Copernicus, welcher, in diplomatischen Verhandlungen über eine mit gutem Gewissen als trocken zu bezeichnende, komplexe Materie die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer fesseln und diese zugleich von seiner Analyse und seinem Standpunkt überzeugen muss. Dies aber ist mit bildhaften, eindrücklicheren Worten ungleich besser möglich. Es passt auch eher zu seinen auch sonst eindrücklichen, rhetorischen Einschüben, wenn er etwa schreibt: »Aber wehe Dir, Preußen, das Du – o Pein! – mit Deinem Untergang für die schlechte Verwaltung des Gemeinwesens büßt!« (CG 162) In jedem Fall aber schwingen die obigen Bedeutungen in der Ausdrucksweise des Copernicus mit und dürften den Rezipierenden bewusst gewesen sein – ebenso wie sie die laut Copernicus' größten, ein Gemeinwesen potentiell heimsuchenden Plagen aufgrund deren Charakteristika und ihrer Vierzahl zweifellos mit dem Motiv der apokalyptischen Reiter verbunden haben dürften.

Man ist angesichts des oben Angeführten versucht, die Wendung der ›schlechten Münze‹ (*viliore* bzw. *meliore*, CG 150) durch die der ›bösen Münze‹ zu ersetzen. Dies würde nicht bloß den betrügerischen Charakter zum Ausdruck bringen, wie er der ›bösen Münze‹ im sonstigen Sprachgebrauch offenbar beigelegt wurde und den ja auch Copernicus für die von ihm bezeichneten minderwertigen Prägungen in Rechnung stellt, sondern mehr noch eben diese in seiner Rhetorik anklingende, böswillige und bedrohliche Handlungsmacht markieren. In Hinblick auf die zu dieser Zeit verbreitete Totentanzmotivik und ihren mit ebenjenen Attributen belegten verlebendigten Totenfiguren jedenfalls – körperlich-verfallend, übergriffig, bedrohlich, negativ gezeichnet, ihre in voller Blüte stehenden Gegenparts im Tanz gewaltsam fortreißend – erscheinen die auf diese Weise, als in der Zirkulation gleichsam eigenmächtig agierend beschriebenen Münzen geradezu als Zwillinge der tanzenden Toten. In ihrer Übergriffigkeit, ja ihrem gewaltsam charakterisierten ›Niederstrecken‹ der ordnungsgemäß zirkulierenden Exemplare, entsprechen die ›schlechten‹ Münzen ganz der Charakterisierung der tanzenden Totenfiguren.

Es darf dabei nicht vergessen werden, dass auch die körperlich verfallenden Totengestalten durchaus mit tödlichen Krankheiten assoziiert werden mussten. Allen voran kommen dabei Pestepidemien und die von ihnen ausgelösten von Massen-

sterben, in den Sinn, welche ja oft als bedeutsam für die Entstehung der Totentänze begriffen worden sind.²⁰⁶ Ebenso aber ist an die mit betont körperlichem Verfall einhergehende Lepra zu denken, welche, wie oben erwähnt, auch mit moralischem Verfall in Verbindung gebracht wurde. Bemerkenswert, wenn auch ein wenig beklemmend, mutet in diesem Zusammenhang der Umstand an, dass Copernicus' Bruder Andreas, der mit ihm gemeinsam in Italien studiert hatte, eben dort an Lepra erkrankt war. Zur Konsultation von Ärzten kehrte er 1508 nach Italien zurück, wo er zehn Jahre später verstarb, ohne noch einmal ins Ermland zurückzukehren.²⁰⁷ Auch wenn Andreas Copernicus seine letzten Lebensjahre weit weg von Preußen (in Rom) verbrachte, und es keinen Hinweis darauf gibt, dass er von seinem Bruder medizinisch betreut wurde, so ist doch klar, dass jener ganz persönlich mit dieser mit buchstäblichem und gewiss zum Tode führenden, körperlichen Verfall einhergehenden Krankheit in Berührung gekommen ist. In der Charakterisierung als krank und krankmachend-todbringend, körperlich verfallen(d) und zugleich übergriffig-gewaltsam erscheinen die material minderwertigen Münzen bei Copernicus jedenfalls durchaus als Anspielung auf die Motivik der tanzenden Toten.

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang auch, dass in Copernicus' Schrift nicht nur die herrscherlich »manipulierten« Münzen als werttheoretisch problematisch auftreten, sondern dass er auch mehrfach auf den materialen Verfall von Münzen generell Bezug nimmt – desjenigen also, der mit ihrem Umlauf zwangsläufig einhergeht. Dies ist nämlich der einzige Grund, der für ihn, nach in seinem Sinne etablierter Reform der Münze(n), deren Neuprägung rechtfertigt. Denn es »vermindert sich auch der Wert [valor] der Münze, wenn sie durch ständigen Gebrauch abgenutzt wird, und nur deshalb soll die Münze erneuert und wiederhergestellt werden« (CG 160, lat. CG 149). Demselben Phänomen widmet er sich in seiner Beschreibung der Münzlegierung, wo er schreibt: »Der Münze – und besonders der aus Silber – wird gewöhnlich Kupfer beigemischt [...] damit sie sich durch den ständigen Gebrauch nicht zu rasch abgreift und so zugrunde geht, sondern mit Unterstützung des Kupfers länger hält« (CG 159). Auch im Brief an Jost Ludwig Dietz widmet er sich diesem Punkt, wobei er dort auch die Größe der Münzen als Faktor ins Spiel bringt. Dort heißt es, neue Pfennigmünzen müssten »größer als früher sein, damit sie nicht durch die Finger gleiten können und auch nicht durch den starken Verschleiß zu rasch abgenutzt werden.«²⁰⁸ Auch wenn sowohl die Legierung mit Kupfer als auch die Größe eher fragliche Maßnahmen zum Schutz vor Abnutzung sind, so machen diese Passagen doch deutlich, dass sich Copernicus offensichtlich des Problems bewusst ist, dass der werttheoretisch zentrale *valor* einem mehr oder weniger konstanten, zeitlichen Verfall unterworfen ist. Denn er ist in einer Weise an

²⁰⁶ Vgl. etwa Kaiser, *Der tanzende Tod*, S. 28–35.

²⁰⁷ Vgl. Hamel, *Nicolaus Copernicus*, S. 142f; vgl. Freely, *Celestial Revolutionary*, S. 65.

²⁰⁸ Copernicus, *Gesamtausgabe*, Bd. 6/1, S. 129.

den zwangsläufig deteriorierenden Materialkörper des (Münz-)Geldes gebunden, wie es für das arbiträre Prägezeichen nicht zutrifft.²⁰⁹

Hierdurch wird auch klar, dass die mit greshamschen Gesetz bezeichneten Prozesse nicht allein aufgrund geldpolitischer ›Fehlleistungen‹ der münzprägenden Institution auftreten können; sondern vielmehr wenn es um die zu der damaligen Zeit umlaufenden Münzen geht, zwangsläufig und beständig auftreten müssen. Auch wenn Copernicus diesen Punkt nicht weiter vertieft (der nicht direkt auf der Stoßrichtung seines Arguments wider den geldwerttheoretisch nominalistischen Gestus der Hochmeister liegt), so scheint ihm doch offensichtlich klar zu sein, dass die Münzzirkulation in dieser Hinsicht der Aufsicht und Kontrolle bedarf. Denn auch wenn es sich dabei nicht um eine so deutliche und plötzliche (materiale) Entwertung der Münzen handelt wie aufgrund der herrscherlichen Geldpolitik, so sind diese nicht weniger geldwirtschaftlich zerstörerisch. Man kann sogar so weit gehen, dies als noch hinterhältigere, weil schleichender vorangehende Variante desselben Phänomens zu bezeichnen. Wie Copernicus auch schreibt, wird die materiale ›Schlechtigkeit‹ der Münze (*monete vilitas*) »nur von wenigen und sehr verständigen Leuten [als zerstörerisch] erkannt, weil sie die Gemeinwesen nicht in einem einzigen Ansturm und auf einmal, sondern erst nach und nach und gleichsam unmerklich [...] zugrunde richtet« (CG 158, vgl. lat. CG 147f). Denn sobald eine hinreichend hohe Anzahl von Münzen eines gewissen Alters im Umlauf ist, verdrängen diese jegliche zum originalen Münzfuß gefertigten Neuprägungen. Es ist also auch der ganz zwangsläufige materiale Verfall der Münzen, man könnte sagen, ihr unumgängliches *Dahinsterben*, das sie als zerstörerisches Agens die anderen (vollwertigen) verdrängen lässt und das gesamte geldwirtschaftliche System zu (zer)stören droht.

Wenn der Wert der einzelnen Münzen also im Grundsatz als deteriorierend zu betrachten ist, so ist er nicht in einer Weise stabil, wie es im Sinne der theoretischen Bestimmungen des Copernicus als nötig erachtet wird und wie es der stets in die Zukunft gerichtete ›ordentliche‹ Geldgebrauch vorsieht. Anders ausgedrückt steht die Wandelbarkeit der Materialität der Münze als maßgebliche Verkörperung des Geldwerts der Vorstellung eines über die Zeit verlässlichen, ewigen Geldwerts prinzipiell entgegen.

²⁰⁹ Freilich ist auch reines Zeichen,- bzw. Fiatgeld, sofern es als Geldobjekt umläuft, an seine Materialität gebunden. Ein Geldschein aber z.B. verliert nicht zwangsläufig an Wert, wenn er materiale Verschleißerscheinungen zeigt. Das Problem materialer Abnutzung ist bei ›Waengeld‹ übrigens nicht unerheblich und wurde insbesondere im 19. und 20. Jahrhundert diskutiert; vgl. Velde, François R., »On the Evolution of Specie. Circulation and Weight Loss in 18th and 19th Century Coinage«, in: *Banque de France document de travail* 422 (2013): https://papers.ssrn.com/sol3/papers.cfm?abstract_id=2213193 (06.06.2023).

Wenn der Verfall der Münzen bei obrigkeitlichen Manipulationen zwar überdeutlich hervortritt, von Copernicus aber auch sonst als grundsätzlich gegeben erkannt wird, so spricht dies doch dafür, die Vergänglichkeit gleichsam als »conditio monete« zu begreifen. Diese grundsätzliche, »natürliche« Vergänglichkeit der Münzen läge ebenfalls auf einer Linie mit den Aussagen der Totentänze, die zwar das Bild des raschen Dahinsterbens Vieler aufgreifen (worin eben oftmals ihr nicht direkt belegbarer Bezug zu Seuchenzygen gesehen wird), zugleich aber den Tod nachdrücklich als unausweichliche Gegebenheit der menschlichen Existenz behaupten.

Zuletzt ist noch darauf hinzuweisen, dass jene betrügerischen Münzen jede über die auf ihrer Materialität beruhenden Wertbestimmung hinausgehende *estimatio* als falsch und ungerecht (eben »fallacj ac iniqua«, CG 151) ausweisen. Auch darin entsprechen sie den tanzenden Toten, welche in der Zurschaustellung ihrer eigenen, negativ konnotierten, materialen Vergänglichkeit zugleich jede der basalen Materialität übergeordnete Sphäre – sei es die der hierarchisierten Sozialordnung oder die des ewig-Göttlichen – als scheinhaft und uneigentlich zu hinterfragen imstande sind.

Neben der übergriffigen Agentialität der material hinfälligen Münzen spräche sowohl die den Überlegungen des Copernicus implizite Sicht einer natürlichen Vergänglichkeit der Münzen (und ihres Wertes) als auch deren Entlarvungsgestus für die Annahme, dass die Metaphorik der Schrift auf die Totentänze bzw. ihre Motivik anspielt, um den vorgetragenen Erkenntnissen rhetorische Durchschlagskraft zu verleihen. Vieles spricht dafür, dass es gerade jene Parallelen zur Rolle und Bedeutung der Materialität in zeitgenössischen Diskursen sind, welche Copernicus' Metaphernwahl zugrunde liegen. Ob Copernicus diese Anspielungen mit voller Absicht oder *en passant* in seine Darlegungen aufnahm, ist kaum zu entscheiden. Auf jeden Fall fanden sie im zeitgenössischen Umfeld einen ausreichenden Resonanzboden, um zur Überzeugungskraft seiner Überlegungen beizutragen.

2.3.4 Copernicus und Oresmius

Zum Abschluss ist es lohnenswert, auf die Frage der Novität der Überlegungen des Frauenburger Domherren einzugehen. Denn auch ein Vergleich mit früheren, inhaltlich ähnlich gelagerten Überlegungen vermag sogar die These eines Rückgriffs auf die Motivik der Totentänze stützen.

Im Verlauf des Obigen könnte der Eindruck entstanden, dass es sich bei Copernicus' Münzschrift um eine geradezu copernicanische Wende in der Geldtheorie handelte: Gegen die Meinung bedeutender, mit biblischen Begründungen operierender Autoritäten des Mittelalters legte er, dieser Lesart nach, einen neuen, auf eigener Beobachtungen fundierenden Entwurf vor, der die bisher vorherrschenden Erklärungen auf den Kopf stellt: Nicht der souveräne Fürst bestimmt aufgrund seiner göttlich sanktionierten, gesetzlichen Vollmachten (allein) über Geld und Geld-

wert. Vielmehr rückt die bis dato marginalisiert scheinende Materialität des Geldes ins Zentrum. Analog zum copernicanischen ‚Weltenumbau‘ würde die Zentralposition im ›Geldsystem‹ nicht mehr vom Fürsten (wie dem rechtlichen Anschein nach) eingenommen, sondern von dem in diesem System faktisch gegebenen materialen Eigenwert des Geldes. In diesem Sinne ließen sich auch zur symbolischen Deutung des heliozentrischen Weltsystems Parallelen aufzeigen, das oftmals als paradigmatisch für die vermeintlich spezifische Stellung des ›neuzeitlichen Menschen‹ angesehen wurde: Denn die Tatsache, dass der Mensch seinen vermeintlich göttlich sanktionierten Platz im Mittelpunkt des Universums räumen muss, ist einerseits als Demütigung zu begreifen. Andererseits aber drückt sich gerade darin seine Ermächtigung aus, überkommenen Autoritäten gegenüber den Augenschein zu hinterfragen und sein Bild der Welt selbst zu entwerfen.²¹⁰ Paradigmatisch drückte sich so die für die vermeintlich spezifisch neuzeitliche *conditio humana* angesehene Ambivalenz aus, zur (nicht allein kosmologisch zu verstehenden) Selbstverortung sowohl befähigt als auch gezwungen zu sein.

In den geldtheoretischen Überlegungen des Copernicus nun ist es der souveräne Fürst, der aus dem Mittelpunkt des ›Geldsystems‹ vertrieben und insofern gedemütigt wird, als dass seinen geldpolitischen Handlungen strenge Grenzen gesetzt werden. Allerdings folgen aus diesen Begrenzungen ebenso klare Handlungsvorgaben, nämlich eben die von Copernicus vorgeschlagenen geldpolitischen Reformen, welche ihm zufolge zu höherer gesamtgesellschaftlicher Prosperität führen und Prestige, Macht und Einfluss des Herrschers erhöhten.²¹¹ Die jeweiligen ›wissenschaftlichen‹, d.h. auf eigenen Beobachtungen basierenden Überlegungen jenseits der Hörigkeit auf überkommene Autoritäten, führte so zu einer korrekteren (wenn auch keineswegs perfekten) Beschreibung der kosmologischen bzw. ökonomischen Wirklichkeit und zu einem Aufschwung des souveränen Subjekts über seine bisherige, verbesserungswürdige Positionierung hinaus.

Dieser Vergleich ist freilich in vielerlei Hinsicht schief. Abgesehen davon wurde nicht nur die Deutung des copernicanischen ›Weltenumbaus‹ als für die Neuzeit von paradigmatischer Symbolik kritisiert, sondern auch der damit oftmals verbundene, vermeintlich ›revolutionäre‹ Epochewandel. Denn, wie bekannt, werden bis zum ›Durchbruch‹ des heliozentrischen Modells noch viele Jahrzehnte vergehen, und andere, wie Johannes Kepler und Galileo Galilei werden dabei eine nicht

²¹⁰ Vgl. etwa Blumenberg, *Kopernikus im Selbstverständnis*, S. 365.

²¹¹ Ausdrücklich heißt es im Brief an Jost Ludwig Dietz, man könne »sich leicht vorstellen, wie groß der Ertrag ist, den die Geldverbesserung allein in Preußen für die königliche Schatzkammer abwerfen würde. Außerdem: je höher der Silbergehalt der Münze wäre, desto größer und denkwürdiger wäre der Ruhm des Königs Sigismund für die Nachwelt und desto strahlender der Abglanz seines Glücks« Copernicus, *Gesamtausgabe*, Bd. 6/1, S. 126; vgl. ebd., S. 120f.).

weniger zentrale Rolle spielen als Copernicus mit seinen Beobachtungen.²¹² Darin allerdings liegt sich eine Gemeinsamkeit: Denn ebenso wenig ist bei der geldtheoretischen Position des Copernicus von einem plötzlichen Umbruch zu sprechen. Er ist keinesfalls der Erste, der die Materialität des Münzgeldes geldtheoretisch in den Vordergrund rückt und in diesem Zuge der herrscherlichen Willkür über Geld- und Geldwert ebenso kritisch wie systematisch begegnet.²¹³ Insbesondere gibt es bemerkenswerte Übereinstimmungen zu den Ausführungen des Nicolaus Oresmius (ca. 1320–1382), der etwa 150 Jahre vor Copernicus den bis dato prägnantesten Einwand gegen nominalistische geldwerttheoretische Positionen formuliert. Die Nähe der Überlegungen beider Gelehrter ist der Forschung bekannt, findet in neueren Studien allerdings nur oberflächliche Beachtung. Im Folgenden wird näher darauf einzugehen sein, da ihr Vergleich die Eigentümlichkeit von Copernicus' Metapherngebrauch noch einmal hervorhebt.²¹⁴

Oresmius verfasste seine Schrift *De Mutatione Monetarum* (kurz: *De Moneta*, ca. 1355)²¹⁵ in einer Situation, die derjenigen des Copernicus in höchstem Maße zu entsprechen scheint: Mitte des 14. Jahrhunderts waren die französischen Könige Philipp VI., genannt ›der Schöne‹ (1328–1350) und Johann II. (1319–1364) in Kriegen verwickelt, die sie, genau wie später die Hochmeister des Deutschen Ordens, durch

²¹² Für eine differenzierte Betrachtung der ›copernicanischen Wende‹ vgl. Pietro Daniel Omodeo, *Copernicus in the Cultural Debates of the Renaissance. Reception, Legacy, Transformation*, Leiden 2014, S. 48–56.

²¹³ Ebenso wenig sind es natürlich die Hochmeister des Deutschen Ordens die Ersten, die sich dieses Mittels zur Aufbesserung ihrer Kassen bedienten. Münzmanipulationen dieser Art waren auch früher vorgekommen und aufgrund ihrer als negativ erkannten Auswirkungen kritisiert worden; so schon Cosmas von Prag (ca. 1145–1225), der noch vor den geldtheoretischen Äußerungen des Thomas von Aquin, in der *Chronica Boemorum* (1119–1125) Klage führte über die »betrügerische Verschlechterung der Münzen [fraudulenta perioratio nummi]« (Cosmas von Prag, *Chronica Boemorum*, hg. von Berthold Bretholz, Berlin 1923, S. 58f; zitiert aus: Hermann Kamp, »Gutes Geld und böses Geld. Die Anfänge der Geldwirtschaft und der Gabantausch im hohen Mittelalter«, in: *Geld im Mittelalter. Wahrnehmung-Bewertung-Symbolik*, hg. von Klaus Grubmüller und Markus Stock, Darmstadt 2005, S. 91–112; hier: S. 95).

²¹⁴ Da eine umfassende Gegenüberstellung hier freilich nicht erfolgen kann, wird sich der Vergleich auf die als signifikant bzw. relevant erachteten Passagen und Merkmale beschränken.

²¹⁵ Ursprünglich hielt Oresmius seine Gedanken – ganz ähnlich wie Copernicus – volkssprachlich als *Traictie des Monnoies* fest, übersetzte die Schrift aber, überarbeitet und ergänzt, bereits um 1357 ins Lateinische (vgl. Peter Spufford, »Monetary Practice and Monetary Theory in Europe (12th–15th Centuries)«, in: *Moneda y monedas en la Europa medieval, siglos XII–XV. Actas de la XXVI Semana de Estudios Medievales de Estella, 19 al 23 de julio de 1999*, hg. von der Regierung von Navarra 2000, S. 53–86). Zur Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte vgl. auch Nicolaus Oresmius u.a., *The ›De Moneta‹ of Nicholas Oresme and English Mint Documents*, hg. von Charles Johnson, übers. und eingeleitet von dems., London u.a. 1956, S. IX–XLI.

Vgl. Zu den Münzveränderungen unter den französischen Monarchen vgl. ebd., S. X; vgl. Spufford, »Monetary Practice«, S. 63f.

erhebliche, sukzessive Absenkungen des Münzfußes und die dadurch ermöglichte, gesteigerte Münzproduktion zu finanzieren suchten. Die wirtschaftlichen Effekte waren freilich dieselben wie 150 Jahre später in Preußen: eine Abwertung der Münzen, Preisinflation und, Greshams Gesetz entsprechend, ein Verschwinden material höherwertigerer Nominale aus dem Umlauf. Dies alles war mit sozialen Unruhen verbunden, in denen diejenigen, welche unter diesen Maßnahmen am meisten litt, gegen diese Politik bzw. ihre Auswirkungen aufzubegehn versuchten.²¹⁶

Die von ihm verfasste Schrift ist mit derjenigen des Copernicus in vielerlei Hinsicht vergleichbar; sie ist ein angesichts der herrschenden Zustände gegen den geldwerttheoretischen ›Nominalismus‹ gerichtetes Traktat, in dem der Autor den Wert des Münzgeldes streng an dessen Edelmetallgehalt bindet und sich damit für einen stabilen und hohen Geldwert ausspricht. Wie Copernicus stützt sich Oresmius maßgeblich auf Aristoteles, wobei er allerdings, anders als dieser, im Wesentlichen auf die Gelddefinition aus der *Politik* zurückgreift. Vor allem aber rückt er die dortige Erzählung von der Geldgenese in einen dezidiert biblischen Kontext:

Als der Allerhöchste die Völker schied und die Söhne Adams voneinander trennte, errichtete er Grenzen zwischen den Völkern. Hernach mehrten sich die Menschen auf der Erde, und der Besitz wurde billigerweise aufgeteilt. Das führte dazu, daß einer mehr von einer Sache besaß, als er nötig hatte. Ein anderer besaß wenig oder nichts davon, und mit anderen Dingen verhielt es sich umgekehrt. [...] Aus diesem Grund begannen die Menschen Handel zu treiben, aber ohne Geld [*sine moneta*]. Der eine tauschte mit dem anderen ein Schaf für Weizen, ein weiterer seine Arbeitskraft für Brot oder Wolle [...]. Aber dennoch ergaben sich bei diesem Austausch und der Warenbeförderung viele Schwierigkeiten. Kluge Menschen erfanden den Gebrauch des Geldes, das zum Austauschmittel natürlicher Reichtümer wurde, durch die man die menschliche Dürftigkeit naturgemäß befriedigt. Das Geld selbst nannte man *künstliche Reichtümer* [Herv. i. O].²¹⁷

Obwohl Oresmius auch weiterhin mit Hinweis auf die aristotelischen Ausführungen in der *Ethik* den ›künstlichen‹ Charakter des Geldes betont, schließt er werttheoretisch allein an die obige Passage an. So schreibt er, dass jenes Geld zunächst ›noch kein Bildnis und keine Prägung‹²¹⁸ aufwies. Wie Copernicus nach ihm referiert Oresmius also die von Aristoteles in der *Politik* geäußerte Sicht, dass das Geld –

²¹⁶ Vgl. Langholm, *Wealth and Money in the Aristotelian Tradition. A Study in Scholastic Economic Sources*, Bergen 1983.S. 11f; vgl. Rolnick u.a., »The Debasement Puzzle«; vgl. zu Folgen auch Spufford, »Monetary Practice«, S. 64ff.

²¹⁷ Nicolaus Oresmius [Nicolas von Oresme], *De mutatione monetarum, tractatus. Traktat über Geldabwertungen*, hg. von Wolfram Burckhardt, übers. von dems., mit einem Nachwort von Martin Burckhardt, Berlin 1999, S. 5 (vgl. lat. ebd., S. 4).

²¹⁸ Ebd., S. 13; vgl. lat. ebd., S. 12.

die Münze – die Prägung zur Erleichterung von Transaktionen im Naturalientausch erhalten habe und der Prägung allein die besagte Verweisfunktion zukomme als allgemeines »signum veritatis materiae et ponderis«²¹⁹ – also als Zeichen für die Qualität und Quantität des werttragenden Materials.

Diese Verbindung der Genese des (Münz-)Geldes aus dem Marktgeschehen mit dem göttlichen Schöpfungshandeln ist für Oresmius' Ausführungen höchst bedeutsam. Denn während sich Copernicus die Frage stellt »auf welche Weise das Ansehen des Geldes zu Fall gekommen ist, und wie es wieder aufgerichtet werden kann« (CG 167), so stellt Oresmius seinem Traktat buchstäblich eine (geld-)politische voran, nämlich, ob »ein König oder Fürst [...] durch Recht und Privileg ungehindert aufgrund seiner Machtgewalt die in seinem Herrschaftsgebiet im Umlauf befindlichen Zahlungsmittel ändern und nach freiem Gutdünken darüber befinden«²²⁰ könne.

Mit dem Verweis auf die göttliche bewirkte Distribution der ›natürlichen Reichtümer‹ unter den Völkern und der zugleich angesprochenen Stellvertretungsfunktion, welche die Münze fortan für jene Reichtümer erfüllt, kann Oresmius im Folgenden argumentieren, dass sie das Eigentum eben derjenigen ist, die es zum Tausch (der natürlichen Reichtümer) verwenden: Es »gehört der Gemeinschaft und einzelnen Personen«²²¹. Das (Münz-)Geld als solches ist also im Besitz der Gemeinschaft, die alle Rechte hat, darüber zu verfügen; dem Fürsten spricht Oresmius allein eine seiner herausgehobenen Position angemessene, ausführende Rolle zu. Er führt in diesem Zusammenhang auch eine theoretische Diskussion über mögliche Änderungen an der Münze, insbesondere Münzbild, Gewicht und Feingehalt betreffend, aber auch was ihre Bezeichnung (und damit ihren Nominalwert) angeht. Jede Veränderung an den Münzen, welche die Entsprechung von Material- und Nominalwert veränderte, verstieße nicht nur gegen die Natur des Geldes (dessen Wert allein in seinem Material beruht) und implizit gegen den göttlichen Schöpfungswillen (gemäß welchem die natürlichen Reichtümer unter den Menschen verteilt sind). Sofern sie zugunsten der fürstlichen Staatskasse vorgenommen werden sind solche Veränderungen an der Münze darüber hinaus Diebstahl an der Gemeinschaft. Sie kommen dem Wucher gleich und sind zugleich schlimmer als dieser (»ipsi usurae, et pejor quam usura«²²²), denn es ist eine Tat »gegen den Willen der Untertanen, ohne daß dies ihnen nutzen könnte«²²³. Der so handelnde Fürst aber erweist sich als

²¹⁹ Ebd. Genauer als Copernicus geht Oresmius nun auf die Eignung von Edelmetallen als Tauschmedium ein, das idealerweise leicht zu handhaben, zu tragen und als ausreichend wertvoll angesehen werden muss, um auch größere Transaktionen zu erleichtern (vgl. ebd., S. 4: »[Si] sit faciliter manibus attractabile seu palpabile, leuiter portabile, et quod pro modica ipsius porcione habeantur diuicie naturales in quantitate maiori«).

²²⁰ Oresmius, *De mutatione monetarum*, S. 5.

²²¹ Ebd., S. 17.

²²² Ebd., S. 42.

²²³ Ebd., S. 43.

Tyrann. ›Münzmutationen‹ seien ausnahmslos in Notfällen – wenn etwa im Kriegsfalle dringend Finanzmittel benötigt würden – und nur unter ausdrücklicher Zustimmung der Gemeinschaft möglich.²²⁴

Angesichts dieser inhaltlichen Übereinstimmungen ist die in der Forschung noch nicht abschließend diskutierte Frage aufgerufen, inwiefern Copernicus Kenntnis jener früheren Überlegungen hatte. Denn offensichtlich gleichen sich beide Münzschriften ganz außerordentlich: Beide Autoren positionieren sich gegen einen geldwerttheoretischen Nominalismus und das dem entsprechende Recht der Obrigkeit auf Verfügungsgewalt über die Münze. Beide beziehen sich auf Aristoteles als zentrale Quelle und begreifen den Materialwert des Münzgeldes als wesentlich. Beide liefern ferner, in wesentlicher inhaltlicher Übereinstimmung, eine Aufzählung münzpolitischer ›Fehler‹. Darüber hinaus beklagen beide auch die Unmöglichkeit, die Vielzahl (material) differierender Prägungen zu unterscheiden.²²⁵

Insbesondere wird die inhaltliche Nähe deutlich etwa durch die bei beiden gegebene Berücksichtigung der bei der Münzproduktion anfallenden Kosten. So schreibt Oresmius zu der Frage, wer die Kosten für die Münzprägung tragen solle, dass dies am einfachsten zu bewerkstelligen sei, wenn

die münzbare Masse, beispielsweise Gold, bei der Übergabe zur Prägung oder beim Verkauf gegen Geld für einen niedrigeren Preis verkauft wird, als man aus ihr zu einem festgesetzten Preis Münzen schlagen kann. Wenn man aus einer Silbermark 62 Münzen herstellen kann, muß man, die Arbeitskraft und Umwandlungskosten, die zwei Solidi kosten, einberechnend, 64 Münzen herstellen. Der dafür geschätzte Anteil muß ausreichend sein, um die Münzherstellung zu jeder Zeit gewährleisten zu können.²²⁶

Die große inhaltliche Nähe zu der Passage in Copernicus' Münztraktat, in der er die Unterscheidung zwischen *valor* (Materialwert) und *estimatio* (Nominalwert) trifft und deren Verhältnis über die von der Prägung vermittelte *dignitas* bestimmt (und welche eben idealerweise den Herstellungskosten der Münze entspricht), ist ganz offensichtlich.

Die Annahme einer Übernahme dieser früheren Positionen durch den Frauenburger Astronomen erscheint also als durchaus möglich. Die hohe Verbreitung der

²²⁴ Zur politikgeschichtlichen Relevanz dieses Aspekts vgl. etwa Spufford, »Monetary Practice«, S. 76.

²²⁵ Wie Oresmius schreibt, »weiß man sehr oft während dieser wechselnden Zeiten und Veränderungen nicht, wieviel diese oder jene Münze wert ist« (Oresmius, *De mutatione monetarum*, S. 49).

²²⁶ Ebd., S. 19.

Schriften des Oresmius könnte eine solche These stützen: Auch wenn ihre Rezeption unterschiedlich eingeschätzt wird, so ist sie für die Zeit vor dem Buchdruck jedenfalls nicht unerheblich. Eine erste Druckfassung entstand 1477 in Brügge, eine weitere um 1483. Um 1480 verfasste der intellektuell einflussreiche Gabriel Biel (ca. 1410–1495) den *Tractatus de potestate et utilitate monetarii*, der die Schrift des Oresmius im Wesentlichen rekapituliert, und diesem in Aufbau, Stil, Argumentation und Rhetorik gleicht. Gedruckt wurde dieser 1516 in Oppenheim und später, 1542, in Nürnberg.²²⁷ Trotzdem schätzt Odd Langholm etwa den Einfluss der Oresmischen Schrift als gering ein; obwohl sie die Geldpolitik der folgenden französischen Monarchen wohl beeinflusste, sei sie »not academically a very influential book«²²⁸ gewesen: »Traces of it [...] are less than abundant.« Peter Spufford hingegen geht von einer großen Zirkulation aus. Oresmius' Schrift sei vorhanden gewesen »in the libraries of universities and academics and its contents became part of the common stock of academic discourse«²²⁹. Spufford, der sich der inhaltlichen Nähe der Schriften des Oresmius und des Copernicus wohl bewusst ist, stellt zumindest implizit eine Verbindung her, wenn er, ohne dabei Namen zu nennen, schreibt, die Schriften Biels und Oresmius »were available in print and clearly informed sixteenth century writers, even if they were not quoted directly.«²³⁰

Darüber hinaus ist zu vermerken, dass eben jene Lehren des Oresmius vom einflussreichen Kirchenrechtler Panormitanus (Nicolaus de Tudeschis, 1384–1445) in Bologna und Padua gelehrt wurden²³¹ – den Orten, an denen Copernicus seinen Studienabschluss in Kirchenrecht erwarb.

Infrage aber steht ein Abhängigkeitsverhältnis vor allem wegen der deutlichen Unterschiede beider Schriften. Während bei Oresmius, wie erwähnt, eine moralische Argumentation mit politischer Stoßrichtung im Vordergrund steht, so findet sich in Copernicus' Überlegungen davon keine Spur. Bei ihm herrscht, wenn er sich bewertend äußert, der Tenor einer allgemeinen Klage über die Zustände vor (»Aber wehe dir, Preußen, das Du – o Pein!«, CG 162) während er der Frage, wer politisch über die Münze verfügen dürfe, keine wirkliche Beachtung schenkt. Zwar schreibt er eben, dass die Münze nicht »ohne reifliche Beratung der Vornehmsten und ohne einstimmigen Beschluss« (CG 167) zu verändern oder zu erneuern sei. Dies lässt sich jedoch auch als Aufruf zur kompetenten Beratung lesen und ist jedenfalls sehr

²²⁷ Vgl. Spufford, »Monetary Practice«, S. 80–83. Vgl. Copernicus, *Gesamtausgabe*, Bd. 5, S. 113; vgl. Langholm, *Wealth and Money*, S. 13.

²²⁸ Dieses und das nachfolgende Zitat: Langholm, *Wealth and Money*, S. 13.

²²⁹ Dieses und das nachfolgende Zitat: Spufford, »Monetary Practice«, S. 75 bzw. ebd., S. 84.

²³⁰ Ebd., S. 84.

²³¹ Ebd., S. 75. Biel nimmt in seiner Aufarbeitung des Oresmischen Traktats auf Panormitanus explizit Bezug (vgl. ebd., S. 81).

weit entfernt von Oresmius' apodiktischer gesellschaftlicher Distribution der Verfügungsgewalt über die Münze.

Auch biblische Bezüge sind bei Copernicus nicht zu finden, ja, überhaupt keine Verweise auf Autoritäten, während Oresmius nahezu jede Gelegenheit nutzt, um seine Argumente in dieser Form zu stützen.²³² Man mag dies den veränderten akademischen Gepflogenheiten zuschreiben. Zurzeit von Copernicus sind Methodik und Darstellungsformen der Scholastik mitsamt ihrem Kommentarwesen und biblisch-theologischen Argumentation bekanntlich bereits unter Druck geraten. Auseinandersetzungen darum sind insbesondere für die von Copernicus zu dieser Zeit besuchte Universität Krakau belegt.²³³ Konkret hat der Verzicht insbesondere auf biblisch fundierte Argumentation aber durchaus inhaltliche Folgen. Denn während Oresmius eben diese biblischen Bezüge moralisch wendet, um, in Kombination mit der aristotelischen Geldlehre aus der *Politik*, die Festlegung eines den Materialwert deutlich übersteigenden Nominalwertes als widernatürlich und ungerecht zu diskreditieren, hat dies bei Copernicus keine Entsprechung. Im Gegenteil, er hält an der Existenz und im Grunde auch prinzipiellen Legitimität des Nominalwertes fest und übernimmt die entsprechende Argumentation offensichtlich aus Aristoteles' *Ethik* – ein geldwerttheoretischer Punkt, den Oresmius verschweigt, ja, im Sinne seines argumentativen Ziels, den materialen Warenwert als ›wahren Wert‹ zu etablieren, von einem strategischen Standpunkt aus fast verschweigen muss. Dagegen erscheint in Copernicus' Auffächerung des Münzwertes in *estimatio, valor* und *dignitas* ein deutlich erhöhter Nominalwert theoretisch durchaus möglich, ohne dabei in einem moralischen oder ›wertontologischen‹ Sinne falsch zu sein. Allein die wirtschaftlichen Folgen lassen dies bei ihm als ökonomisch sinnloses und zerstörerisches Unterfangen erscheinen. Auch wenn das geldpolitische Ergebnis beider Argumentationen also dasselbe ist, nämlich ein Aufruf, einen über Material- plus Herstellungskosten hinausreichenden ›Wertexzess‹ der Münze(n) zu verhindern, so zeigt sich Copernicus mit seiner begrifflichen Differenzierung auf theoretischer Ebene doch überlegen.²³⁴ Auch spielt Oresmius zentrale Fragestel-

232 Wie eben gleich zu Beginn der Schrift, wie im Zitat zur Geldgenese ersichtlich (vgl. Oresmius, *De mutatione monetarum*, S. 4f).

233 Vgl. Goddu, *Aristotelian Tradition*, S. 39. Bemerkenswerterweise ist es auch Copernicus, der in seiner Vorrede von *De Revolutionibus* biblischen Referenzen jegliche Relevanz für astronomische Fragen abspricht (vgl. ebd., S. 409). Eine ähnliche Einstellung könnte für seine Behandlung der vorliegenden ökonomischen Zusammenhänge angenommen werden. Allerdings beruft sich Copernicus in seinem Hauptwerk auf zahlreiche nicht-biblische Autoritäten, um seinen Hypothesen Legitimität und Glaubwürdigkeit zu verleihen (vgl. ebd.).

234 Vgl. Copernicus, *Gesamtausgabe*, Bd. 5, S. 113; vgl. Copernicus, *Geldlehre*, S. 154f, wo sich Sommerfeld bei seinem Vergleich auf die den Darlegungen des Oresmius' wesentlich identischen Ausführungen Gabriel Biels (1430–1495) in dessen *Tractatus de potestate et utilitate monetarum* (ca. 1487) bezieht.

lung, in wessen Besitz das Geld bzw. die Münze auf fundamentaler Ebene sei und daher geldpolitisch darüber verfügen könne, bei Copernicus keinerlei Rolle. Sein ganzes Traktat vermittelt den Eindruck, dass es ihm um die ökonomische Funktionalität des Geldes geht, statt wie bei Oresmius, vorwiegend um die moralische und politische Problematik monetärer Verfügungsgewalt. Dies ist mit der Grund, weswegen Copernicus' Schrift aus heutiger Perspektive auch sachlicher, und damit ›wissenschaftlicher‹ anmutet.

Ein weiterer Unterschied betrifft im Übrigen die Beschreibung der von jenen Münzpolitiken ausgelösten Prozesse, namentlich das greshamsche Gesetz. Denn auch Oresmius wird immer wieder als dessen ›eigentlicher‹ Urheber ins Spiel gebracht. In der Tat schreibt er:

Gold und Silber vermindern sich wegen solcher [...] Verschlechterungen im Königreich, da es [sic!] ins Ausland gebracht wird, wo ein besserer Preis zu erzielen ist. Menschen versuchen nämlich, ihr Geld an denjenigen Ort zu bringen, wo sie es am wertvollsten glauben. Daraus resultiert die Verknappung des münzbaren Stoffes im Königreich [...]. Und so hat schließlich der Fürst nichts mehr, womit er in ausreichender Menge gutes Geld fabrizieren könnte.²³⁵

Kurz gesagt, das in Umlauf Setzen material geringwertigerer Münzen führt zum Verschwinden des werttragenden Geldmaterials. Obwohl diese Aussage derjenigen des greshamschen Gesetzes sehr ähnelt – insbesondere durch die allgemein wirkende Feststellung, dass die Menschen ihr Geld dorthin zu bringen versuchten, wo es ihrer Meinung nach am Meisten wert sei –, beschreibt Oresmius jedoch nicht explizit das mit dem greshamschen Gesetz bezeichnete Phänomen; dass nämlich bei paralleler Zirkulation zweier unterschiedlich bewerteter Geldsorten die höherwertigere aus dem Umlauf verschwindet. Vielmehr ist allein vom *Geldmaterial* die Rede. Beschrieben erscheint daher vielmehr ein mit der qua Münzfußveränderung erfolgten Abwertung der Währung eintretender Effekt: Da die material minderwertigen Münzen außerhalb ihres gesetzlichen Geltungsbereichs weitgehend nutzlos sind, sind Importe tendenziell mit einem stetigen Abfluss des im Fernhandel als Tauschmedium geschätzten Materials ins Ausland verbunden.

Natürlich implizierte eine solche Situation auch den ›greshamschen Effekt‹, dass material höherwertiges Geld, sofern es als solches erkannt wird, *im Gegenteil zu material geringwertigem* denselben Weg (über den Fernhandel ins Ausland) nähme. Eben dies jedoch scheint Oresmius nur indirekt ausgedrückt. Er scheint das Verschwinden von Edelmetall (bzw. edelmetallhaltiger Münzen) aus der lokalen Zirkulation also durchaus zu bemerken, bringt dies jedoch nicht – zumindest nicht explizit – mit der ›Wertkonkurrenz‹ verschiedener Geldsorten in Verbindung, wie

²³⁵ Oresmius, *De mutatione monetarum*, S. 51.

es Copernicus tut, wenn er das sukzessive Aussortieren höher bewerteter Münzen durch Goldschmiede beschreibt. Oresmius ist daher nur unter Vorbehalt als früherer ›Urheber‹ des greshamschen Gesetzes zu bezeichnen. Gewiss beschreibt Copernicus diese Phänomene expliziter und präziser.²³⁶

Zuletzt ist zu erwähnen, dass Copernicus, bei allen münztheoretischen Übereinstimmungen, im Gegensatz zu Oresmius von konkreten zeitgenössischen und (bemerkenswert akkurate) historischen Beobachtungen ausgeht und auch entsprechend argumentiert – weswegen er offenbar auch als ›erster preußischer Numismatiker‹ bezeichnet worden ist.²³⁷ Oresmius dagegen bleibt grundsätzlich auf einer abstrakten, theoretischen Ebene. Eine sich aus der direkten historischen Beobachtung speisende Argumentation findet sich bei ihm nicht.

Der obige Vergleich ließe den Schluss zu, dass Copernicus die Überlegungen des Oresmius wohl gekannt, jedoch nicht kopiert, sondern vielmehr weiterentwickelt habe. Allerdings kann konstatiert werden, dass Oresmius – irritierenderweise – auch über Copernicus hinauszugehen scheint. So bietet er über die genannte moralische Begründung hinaus eine extensivere Beschreibung der negativen wirtschaftlichen Folgen herrscherlicher Münzveränderungen, welche sich bei Copernicus so nicht finden und ihm bei seiner Argumentation durchaus hilfreich hätten sein können.

So beklagt Oresmius deutlicher und umfassender die aus der Unkenntnis über genaue Münzwerte sich ergebenden Schwierigkeiten: Denn »wieviele Mißverständnisse, Unklarheiten, Irrtümer und nicht zu behebende Hindernisse ergeben sich nicht daraus etwa beim Schließen von Kaufverträgen. Dies biete nur »Anlaß zu Streitigkeiten und Prozessen, ungerechter Begleichung der Schulden, Beträgereien und Auflehnung, Mißbräuche[n] aller Art«²³⁸. Darüber hinaus »können Gelderträge, Jahrespensionen, Mieten, Steuern und derartiges nicht gut und gerecht taxiert oder festgelegt werden [...]. Auch lässt sich Geld nicht mit normaler Sicherheit ausleihen oder übertragen«; ferner wendet sich Oresmius gegen ein Ausnutzen der Situation von Personen, welche über einen entsprechenden Informationsvorsprung verfügen und »dann Waren mit schlechtem Geld [kaufen] und [...] sie wieder gegen besseres los[schlagen]«²³⁹.

²³⁶ Angesichts der großen Nähe der Oresmischen Überlegungen wurde vorgeschlagen, vom ›oresmisch-kopernikanisch-greshamschen Gesetz‹ zu sprechen – so schon McLeod, Henry D., *History of Economics*, New York 1896, S. 38f; zitiert aus: Copernicus, *Gesamtausgabe*, Bd. 5, S. 114). Eine solch differenzierte (wenngleich weniger griffige Formulierung) wäre gewiss angemessen; festzuhalten ist allerdings, dass es sich bei den diesbezüglichen Darlegungen des Copernicus um die explizitesten und umfassendsten Beschreibungen handelt.

²³⁷ Vgl. Copernicus, *Geldlehre*, S. 89; vgl. ebd., S. 85.

²³⁸ Oresmius, *De mutatione monetarum*, S. 55; vgl. ebd.

²³⁹ Dieses und das vorige Zitat: Ebd., S. 53.

Wertunsicherheit, sozialer Unfrieden, Betrügereien, Darlehensproblematik und kaufmännische Vorteilsnahme – all dies sind Punkte, die bei Copernicus nicht, oder, etwa die Wertunsicherheit betreffend, in ihren sozioökonomischen Konsequenzen nicht in diesem Umfang benannt werden. Aber auch die vorwiegend moralische Anrufung des Fürsten, in welcher Oresmius die von ihm beklagte Münzpolitik als dessen Rang und Stellung unwürdig erklärt (und der er wesentlich Raum gibt), wäre für Copernicus nicht gänzlich bedeutungslos. Denn er muss in seiner Schrift ja die Vertreter des jetzigen Herzogs von Preußen ebenso wie die Vertreter der polnischen Krone überzeugen.

Bei Copernicus findet sich stattdessen jener Verweis, dass aus der Verwendung des in seinem Sinne material hochwertigen Münzgeldes allgemeine Prosperität, ja kulturelle und moralische Blüte folge. So sei es »aus vielen Beweisgründen hinlänglich einleuchtend, [...] daß gerade die Gegenden, die sich einer guten Münze [*bonam monetam*] bedienen, reich an ausgezeichneten Künsten und Handwerkern sind und über eine Fülle von Gütern verfügen, wo dagegen eine schlechte Münze [*vilis moneta*] in Gebrauch ist, durch Trägheit, Müßiggang und faule Ruhe die Pflege sowohl der schönen Künste als auch des Geistes vernachlässigt wird« (CG 163, lat. CG 153). Es handelt sich dabei um keinesfalls überzeugende ›Gründe‹, da ein kausaler Zusammenhang zwischen material hochwertiger Münze sowie wirtschaftlicher, kultureller und erst recht moralischer Blüte an keiner Stelle hergestellt wird. Statt dieses beschwörenden und inhaltlich wenig überzeugenden Narratifs hätten die treffenden Argumente des Oresmius eher zur Überzeugungskraft des Traktats beigetragen. Wenn Oresmius jedoch in größerem Detail bzw. größerer Sorgfalt argumentiert: Warum sollte Copernicus, bei Kenntnis seiner Münzschrift, nicht auch diese Argumente übernommen haben? Denn es handelt sich durchaus um maßgeblich die sozioökonomische Funktionalität der Geldpolitik und eben nicht ihre moralische Bewertung betreffende Begründungen, die in ihrer Kürze problemlos in Copernicus' Argumentation integrierbar gewesen wären.

In welcher Beziehung sind die Schriften der beiden Gelehrten also zu sehen?

Der Kommentar in der Copernicus-Gesamtausgabe konstatiert neutral und sachlich korrekt, dass es keinen Hinweis auf Kenntnis der Schrift des Oresmius gebe, Copernicus' Traktat aber als »richtungsweisende Weiterentwicklung und Differenzierung²⁴⁰ der darin vorgestellten Überlegungen zu betrachten sei. Angesichts der inhaltlichen Übereinstimmung und der möglichen Verbreitung der Schriften des Oresmius erscheint es zwar keineswegs unwahrscheinlich, dass Copernicus sie gekannt und als Vorlage benutzt hätte. Jedenfalls handelt es sich keineswegs nur um »slight similarities«²⁴¹ wie behauptet worden ist. Zugleich ma-

²⁴⁰ Copernicus, *Gesamtausgabe*, Bd. 5, S. 113.

²⁴¹ Copernicus, *Complete Works*, Bd. 3, S. 206.

chen die aufgezeigten Differenzen deutlich, dass Copernicus' Traktat keineswegs eine Art Paraphrase der früheren Darstellung des Oresmius ist. Abgesehen von den theoretischen Unterschieden geht sie dafür viel zu detailliert auf die Spezifika der preußischen Situation ein und weist trotz aller Übereinstimmung inhaltliche wie argumentative Unterschiede auf. Vor allem aber geht sie auch theoretisch über die Oresmischen Überlegungen hinaus. Ferner werden bei Oresmius einige stichhaltige und vor allem prägnante Argumente genannt, deren Fehlen bei Copernicus doch überrascht und für eine Originalität seiner Überlegungen sprechen.

Es ist als möglich erachtet worden, die verblüffende Ähnlichkeit beider Schriften aus der vergleichbaren Situation ihrer Verfasser zu erklären. Immerhin handelt es sich um zwei Gelehrte, welche angesichts der Erklärung und möglichen Behebung einer vergleichbaren geldpolitischen Situation auf dieselben theoretischen Quellen (also Aristoteles) zurückgreifen. Mehr noch, beide können auch als Vertreter bestimmter Standesinteressen aufgefasst werden, nämlich denen des Klerus, der in beiden Fällen seine Einkünfte im Wesentlichen aus zunehmend in Münzgeld zu entrichtenden, festgeschriebenen Pachten bezog.²⁴² Als Vertreter ihres Standes – als welcher Copernicus bei den Verhandlungen zur preußischen Münzreform ganz buchstäblich anzusehen ist – sind sie freilich nicht nur an stabilen, sondern auch möglichst hohen Geld- bzw. Münzwerten interessiert.

Keiner von beiden spricht diesen Punkt explizit an, sieht man von Oresmius' Hinweis auf das Problem nominal fixierter Renten- und Pachtzahlungen ab. Copernicus wendet sich dem indirekt zu, wenn er auf die Möglichkeit der Etablierung einer aus seiner Sicht material defizitären Münze eingeht. Er begegnet in diesem Zusammenhang dem Argument, eine solche Münze käme den ärmeren Schichten zugute, da sie Lebensmittel und Pachtzahlungen verbillige. Ein Argument, das er zurückweist – material hochwertige Münzen verteuerten jene zwar, bedeuteten aber gerade für den Bauernstand beim Verlauf der Erträge auch höhere Einkünfte. Gegen eine hochwertige Münze plädierten nur jene, »denen bislang das Recht auf Münzprägung überlassen worden« (CG 163) sei und sich des daraus gezogenen Gewinn beraubt sähen. Kaufleute und Handwerker wiederum stünden einer ›schwächeren Münze‹ womöglich indifferent gegenüber, da sie, wie bereits erwähnt, »ja nun einmal ihre Waren und Leistungen nach der Geltung [valorem] des Goldes verkaufen und sie für ums so mehr Geldstücke abgeben, je geringwertiger die Münze ist« (CG 163, lat. CG 152). Die einzige sozioökonomische Position, welche Copernicus

²⁴² Vgl. Spufford, »Münzverschlechterung«, S. 116 und Copernicus, *Complete Works*, S. 206. Letzteres belegen Urkunden aus der Hand des Copernicus, der als Finanzverwalter für die Bestätigung von Pachtverträgen zuständig war. Er ist dort immer wieder von Zahlungen die Rede, die zu erfolgen habe in »guten Münzen« und »vollständig abgezähltem Geld« (»bone monete sibi in parata pecunia plene numerat is«: Copernicus, *Gesamtausgabe*, Bd. 6/2, S. 189ff; hier: S. 190).

nicus in diesem Zusammenhang *nicht* erwähnt, ist diejenige der Pachtempfangenden. Neben dem Adels war dies insbesondere der Klerus, Copernicus' eigener Stand und mit derjenige, welcher von einer Etablierung material geringwertiger Münzen unmittelbare und nur schwer zu kompensierende Einbußen zu befürchten hätte. Wenn Copernicus aber nun konstatiert, dass auch die von ihm benannten Gruppen, sofern sie »das Gemeinwohl im Auge behalten, [...] keineswegs leugnen können, daß eine vorzügliche Münze nicht nur dem Gemeinwesen, sondern auch ihnen selbst und allen Ständen dienlich, eine minderwertige aber schädlich ist« (CG 163), so stellt er tatsächlich die für seinen Stand vorteilhafteste münzpolitische Lösung als die der Allgemeinheit dienlichste dar. Wenn man mit Spufford davon ausgeht, dass geldtheoretische Schriften immer auch »rationalisations of the interests of particular groups of men²⁴³ waren, dann ist wenig überraschend, dass das Ergebnis ihrer Analysen, diese Eigeninteressen bedienend, geldpolitisch weitgehend identisch ausfallen. Die Übereinstimmungen der Schriften beider ergäben sich demzufolge aus einer Gleichheit (oder zumindest Vergleichbarkeit) von münzpolitischer Situation, theoretischen Quellen und wirtschaftlichen Standesinteressen.

Hinsichtlich einer möglichen ›Parallelentwicklung‹ beider Texte ist ferner bemerkenswert, dass auch die Originalität der von Oresmius in *De Moneta* dargelegten Überzeugungen in Frage gestellt worden ist. Wie insbesondere Langholm gezeigt hat, spricht vieles dafür, dass die Grundlagen seiner Überlegungen zur Zeit der Verfassung seiner Münzschrift bereits im Ansatz vorlagen. Oresmius Verdienst liege vielmehr in der Systematisierung, der zusammenfassenden Aufarbeitung, Popularisierung und nicht zuletzt Politisierung derselben.²⁴⁴ Ganz in diesem Sinne schreibt auch Spufford: »What was novel in Oresme's formulation was its presentation as a political tract [...] as well as many of its political conclusions. [...] He was consciously drawing on, and sharpening up, arguments that had been evolving in the university ever since [...] Philip IV's second round of debasements over forty years before.²⁴⁵

Copernicus könnte zu seinen Überlegungen daher auch unabhängig jeder direkten Kenntnis der Oresmischen Schriften gekommen sein. Er könnte vielmehr andere, ebenfalls an Aristoteles anknüpfende, weniger ›populäre‹ Gelehrte studiert und ihre Gedanken in der von ihm beobachteten Situation angewandt haben – so etwa Buridanus, der im Allgemeinen als Lehrer des Oresmius gilt. Buridanus befasste sich im Rahmen seiner Aristoteleskommentare ebenfalls mit Geld und Münzen, in denen auch er sich zum geldwerttheoretischen Nominalismus kritisch äußerte. Die

²⁴³ Spufford, »Monetary Practice«, S. 85.

²⁴⁴ Vgl. Langholm, *Wealth and Money*, S. 105.

²⁴⁵ Spufford, »Monetary Practice«, S. 71.

Schriften des Buridanus wurden, im Gegensatz zu denen des Oresmius, zur Studienzeit von Copernicus an der Universität Krakau nachweislich diskutiert.²⁴⁶ Oder aber Copernicus könnte jenen seit dem 14. Jahrhundert entwickelten Gedanken im Zuge seines Studiums des kanonischen Rechts in Bologna begegnet sein, wo sie aufgrund des Einflusses des den Oresmius selbst rezipierenden Panormitanus bekannt gewesen sein dürften.

Angesichts dieser Möglichkeit sowie der Verbreitung von Oresmius' Traktat und den oben aufgezeigten Differenzen beider Schriften scheint es daher fast am wahrscheinlichsten, dass Copernicus' Schrift in der Tat eine, allerdings indirekte, Weiterentwicklung der zuvor von Oresmius formulierten Gedanken darstellt, und die er mit an eigenen Beobachtungen geschulten Überlegungen ergänzte. Wie schon im Falle des Totentanzes ließe sich also vermuten, dass er, obwohl er ›die Sache selbst nicht vorliegen hatte, mit den grundlegenden Ideen der Thematik doch vertraut war.

Ironicischerweise zeigen sich so wiederum Parallelen zur sogenannten copernicanischen Wende. Denn ausgerechnet Oresmius gehört zu denjenigen, die im Mittelalter die Möglichkeit eines heliozentrischen Weltenaufbaus bereits diskutierten. Obwohl er in seiner dies betreffenden Schrift *Questiones de spera* (vor 1377) abschließend bemerkt, er selbst glaube zwar nicht an einen solchen (heliozentrischen) Aufbau des Kosmos, stellt er doch dessen Möglichkeit in den Raum. Und obwohl auch hier – wie im Falle der münztheoretischen Überlegungen – eine Rezeption seiner Überlegungen durch Copernicus nicht unumstritten ist, so geht die Forschung doch davon aus, dass Copernicus keine direkte Kenntnis jener Schrift hatte.²⁴⁷ Jedenfalls ist klar, dass Copernicus nicht als erster nachantiker Gelehrter die Möglichkeit eines heliozentrischen Weltenaufbaus diskutierte, wenngleich er dies mit eigenen Beobachtungen stützen konnte und nicht zuletzt mit deutlicherer Überzeugung vertrat.

Ebenfalls dazu passt, dass das heliozentrische Weltbild nur schrittweise, etwa über Galilei und Kepler, zum Durchbruch kam und auf gesellschaftliche Akzeptanz

²⁴⁶ Vgl. Knoll, »Young Copernicus«, S. 25–27. Näher untersucht ist dies freilich nur für die in kosmologischen Zusammenhängen bedeutsame Impetustheorie des Buridanus (vgl. ebd.).

²⁴⁷ Vgl. zur präkopernikanischen Diskussion des Heliozentrismus Károly Simonyi, *Kulturgeschichte der Physik*, Berlin 1990, S. 155f sowie Goddu, *Aristotelian Tradition*, S. 155. Zu Oresmius Überlegungen vgl. Nicolaus Oresmius [Nicolaus Oresme], *The Questiones de spera. Latin Text with English Translation, Commentary and Variants*, hg. von Garrett Droppers, Madison WI 1966; vgl. Marshall Clagett, *The Science of Mechanics in the Middle Ages*, Madison WI/London 1959. Zur Datierung vgl. Nicolaus Oresmius [Nicolaus Oresme], *The Medieval Geometry of Qualities and Motions. A Treatise on the Uniformity and Diffiminity of Intensities Known as Tractatus de configurationibus qualitatum et motuum*, hg. von Marshall Clagett, Madison WI 1968, S. 6. Auch die Originalität der heliozentrischen Hypothesen des Oresmius wurde übrigens bestritten (vgl. etwa Claudia Kren, »The Rolling Device of Naṣir al-Dīn al-Ṭūsī in the De spera of Nicole Oresme?«, in: *ISIS* 62/4 (1971), S. 490–498).

noch länger warten musste. Während aber Copernicus zumindest die Veröffentlichung von *De revolutionibus* noch erlebte, blieb ihm der Erfolg der von ihm propagierten Münzpolitik im Wesentlichen versagt. Denn die tatsächlich um 1530 beschlossene Münzreform ergab zwar eine Stabilisierung der vorliegenden Misere. Sie wurde allerdings mit einem einberechneten Münzgewinn zugunsten der polnischen Krone und des Herzogs von Preußen umgesetzt (worüber sich Copernicus auch in oben genanntem Brief an Felix Reich echauffierte).

Ob Copernicus Kenntnis von jenen früheren geldtheoretischen Überlegungen hatte ist zuletzt aber auch erhelltend hinsichtlich der Frage, welche Bedeutung die Totentanzmotivik für seine Rhetorik spielte. Die Schrift des Oresmius ist zwar voller Zitate antiker und biblischer Autoritäten, aber weitgehend frei von metaphorischem Sprachgebrauch. Nur an einer Stelle, relativ am Ende seiner Schrift, im vorletzten von 23 Kapiteln, scheint er sich einer figurativen Redeweise hinzugeben und greift, ähnlich wie später Copernicus, auf das Bild von der tödlichen Krankheit zurück. Allerdings schließt er dabei auf den klassischen Topos vom ›Volkskörper‹ an: »Das Gemeinwesen oder Königreich gleicht einem menschlichen Körper [...]. Der Körper wird geschwächt, wenn Säfte im Übermaß in eines seiner Glieder strömen, das sich dadurch entzündet und anschwillt, während andere austrocknen und schrumpfen. Die Proportionen sind nicht mehr lange gewahrt und ein solcher Körper wird nicht lange überleben.«²⁴⁸ In dieser, bemerkenswert an den modernen Ausdruck vom Geld als ›Lebensblut‹ der (Volks-)Wirtschaft erinnernden Rede, führt die ›Ausdünnung‹ des Geldes als Wertträger zur widernatürlichen, ja, krankhaften Konzentration allerlei Reichtümer in den Händen des geldpolitisch unbotmäßigen Fürsten. Ein solcher Körper jedoch »gleicht einem Monstrum oder einem Menschen, dessen Haupt so übermäßig ist, das [sic!] es der übrige Körper nicht zu tragen vermag. Wie sich aber ein solcher Mensch nicht zu helfen weiß noch lange überleben wird, so kann ein [solches] Reich [...] nicht lange währen.«²⁴⁹

Das Bild vom siechenden ›Volks-‹ bzw. ›Staatskörper‹ scheint bei Copernicus zwar anzuklingen, wenn er davon spricht, dass die bisherige Münzpolitik den Untergang Preußens nach sich zöge und das Gemeinwesen »nach und nach [...] zugrunde rück[e]« (CG 158). Direkt aufgegriffen aber wird die Rede von der mit betont körperlichem Verfall einhergehenden Krankheit jedoch allein in den weiter oben vorgestellten Passagen, in denen Copernicus von den material minderwertigen Münzen als die Vollwertigen ›ansteckend‹, vergiftend, verdrängend und gewaltsam zu Tode

248 Oresmius, *De mutatione monetarum*, S. 65. Allgemein zur Körpermetapher für das Gemeinwesen vgl. u.a. Klaus Bergdolt, »Mikrokosmos und Makrokosmos. Der menschliche Körper als staatstheoretisches Modell«, in: *Staat und Schönheit. Möglichkeiten und Perspektiven einer Staatskalokagathie*, hg. von Otto Depenheuer, Wiesbaden 2005, S. 131–144.

249 Ebd., S. 67.

bringend schreibt. Sie sind es, die in ihrem krankhaften, körperlichen Verfallszustand zuletzt (auch) den Niedergang und damit den Tod des Gemeinwesens bewirken, den Copernicus in drastischen Worten beschwört, wenn er die Schlechtigkeit der Münze als eine der vier apokalyptischen Plagen – mit dem Tod! – identifiziert. Das Gemeinwesen selbst aber erscheint nicht in der Weise als krank und/oder verunstaltet, wie es bei Oresmius der Fall ist: Von Gebrechen und von der ›natürlichen Ordnung‹ zuwiderlaufender körperlicher Missbildung gezeichnet sind bei Copernicus die Münzen, nicht der ›Volkskörper‹.

Es mutete überraschend an, dass der in der galenischen Humoralmedizin geschulte und als Arzt tätige Copernicus ausgerechnet das griffige Bild vom aufgrund einer Störung des Säftegleichgewichts (sterbens-)kranken ›Volks-‹ bzw. ›Staatskörper‹ nicht als solches übernommen hätte, wo er doch den Untergang des preußischen Gemeinwesens immer wieder in rhetorischem Überschwang beklagt. Gerade das Fehlen dieser Metapher spricht daher dafür, dass Copernicus vielleicht die von Oresmius formulierten Ideen kannte, nicht aber seine eigentliche Münzschrift.

Umgekehrt fällt gerade im Vergleich mit dem Metapherngebrauch des Oresmius die bei Copernicus betonte, in ihrem materialen Verfallszustand gründende Agentialität der Münzen auf, wovon bei ersterem an keiner Stelle die Rede ist. Da Copernicus aber gewiss nicht weniger als Oresmius daran interessiert war, seinen Überlegungen rhetorisch Nachdruck zu verleihen, schiene es nur einleuchtend, dass er damit in vergleichbarer Weise auf ein Bild aus seinem kulturellen Umfeld zurückgriff, dessen Prägnanz und Anschlussfähigkeit selbstverständlich gegeben waren – wie das Motiv der verlebendigten, im körperlichen Verfall befindlichen Totengestalten, in dem körperlich-materialer Verfall, bedrohliche Agentialität und eine zerstörende Eigendynamik aufs Eindrücklichste verbunden sind.

Aus dieser Perspektive stützte der Vergleich mit Oresmius' *De Moneta* nicht nur die Annahme einer Beziehung zwischen der Totentanzmotivik und der Rhetorik des Copernicus. Sie diente umgekehrt auch als Hinweis darauf, wie die Beziehung der geldtheoretischen Überlegungen des Copernicus zu denen seines ›Vorgängers‹ Nicolaus Oresmius einzuschätzen ist.

2.4 Eigendynamiken

Im Verlauf dieses Kapitels wurden strukturelle Parallelen zwischen Metaphysik und Münzgeld und in diesem Zusammenhang auch zwischen der Motivik der tanzen den Toten und dem preußischen Münzverfall aufgezeigt, welche eine zeitgenössisch wahrnehmbare Nähe zwischen beiden plausibel machen. Wie deutlich geworden ist, kommt dabei der Dimension des Materiellen als gegenüber immaterieller, vor geblich übergeordneter Vorbestimmung seine Eigenwertigkeit und Eigenständigkeit behauptend, zentrale Bedeutung zu.

Abschließend können die obigen Beobachtungen noch als Anlass einiger weiterer Anmerkungen dienen. Denn über die hier plausibel gemachte Bezugnahme der Schrift des Copernicus auf die Motivik der Totentänze hinaus erscheint bemerkenswert, dass in der Reflexion von Münzverfall und Totentanz die materielle Dimension gleichermaßen als ebenso problematisch wie produktiv hervortritt. Im Totentanz, wie am Beispiel des an der Wende zum 16. Jahrhundert im Ostseeraum populären Revaler bzw. Lübecker Totentanzes gezeigt, tritt das Materielle in Gestalt der verfallenden Totengestalten als eigenständig agierend auf. Eine grundsätzliche Infragestellung nicht nur der über die material-vergängliche Gleichheit der Menschen hinausgehenden Sozialordnung, sondern auch der Sphäre des ewig-Göttlichen wird im Totentanz, wenn auch keineswegs propagiert, so doch als Möglichkeit zumindest ins Spiel gebracht.

Im selben Zeitraum tritt während des preußischen Münzverfalls die Materialität der Münze gegenüber ihrer gesetzlichen Prägeform als eigentliches Wertkriterium hervor. Die mutmaßlich als ‚Totentanz der Münzen‘ wahrnehmbaren Prozesse fortschreitenden materialen (und damit auch werttheoretischen) Münzverfalls, die Copernicus in seiner Münzschrift beschreibt, wirken dabei in seine geldtheoretische Diskussion hinein. Auch wenn es im konkreten Fall die herrscherliche Politik ist, welche jene Prozesse auslösen, so führt ihre Untersuchung Copernicus doch zur besonderen Berücksichtigung einer buchstäblichen, der Materialität des Münzgeldes zuzuschreibenden Eigendynamik, nämlich ihrem unausweichlichen materialen Verfall. Dieser ganz buchstäbliche ‚Münzschwund‘ problematisiert und konterkarriert im Prinzip das Ideal eines stabilen Münzwertes und impliziert in letzter Konsequenz die Unzulänglichkeit materialer Geldobjekte – was Copernicus dazu führt, im Zuge seiner Überlegungen auch die Kontrolle der materialen Beschaffenheit der sich im Umlauf befindlichen Münzen zu fordern.

Kulturhistorisch erscheint nun gerade die Berücksichtigung dieser buchstäblichen, unaufhaltsamen, materialen Verfallsdynamik bemerkenswert. Denn auch wenn es sich dabei nicht um eine im engeren Sinne physikalische Untersuchung zum Münzmaterial handelt, so führt Copernicus' werttheoretischer Blick auf den Münzabrieb ihn doch zu einer Perspektive, welche die materialen Qualitäten der Münzen und deren sich der Kontrolle entziehenden, zuletzt eigendynamischen Verfall ins Zentrum rückt. Eben dies beinhaltet seine Ausführungen zur Münzlegierung, wenn er eben schreibt, dass insbesondere der Silbermünze »gewöhnlich Kupfer beigemischt [wird,] [...] damit sie sich durch den ständigen Gebrauch nicht zu rasch abgreift und so zugrunde geht« (CG 159). Diese zwangsläufige materiale Unzulänglichkeit aber macht implizit Kontrollmaßnahmen erforderlich, um festzustellen, wann die Münze erneuert wenn soll, »wenn sie durch ständigen Gebrauch

abgenutzt« (CG 160) ist – ein für die damalige Zeit äußerst schwierig durchzuführendes Unterfangen.²⁵⁰

Gerade diese doch grundlegende Berücksichtigung der materialen Unzulänglichkeit, verbunden mit dem Ruf nach Kontrolle ihrer Effekte in einer theoretischen Schrift, kann durchaus im Kontext gesehen werden mit der größeren Aufmerksamkeit, welche die materiale Praxis gegenüber theoretischen Überlegungen vor allem in frühneuzeitlichen ingenieurswissenschaftlichen Zusammenhängen erhält – und welche für die Herausbildung der Naturwissenschaften als wesentlich erachtet werden können.²⁵¹ So schreibt etwa Galileo Galilei in einem Brief an Guidobaldo del Monte (1545–1607) über die Unmöglichkeit der Übereinstimmung mathematischer Beschreibungen mit konkret beobachteten, physikalischen Bewegungsabläufen: »Wenn wir uns mit der Materie befassen, verändern sich [...] die Sätze, die vom Geometer nur abstrakt betrachtet werden.«²⁵² In eben diesem Sinne schreibt auch der Festungsbauer Buonaiuto Lorini (1540–1611) in *Delle fortificationi* (1597), dass »Beweise und Verhältnisse, die von Linien, Flächen und bloß eingebildeten, materielosen Körper abgeleitet werden, nicht mehr genau gelten, wenn man sie auf materielle Gegenstände anwendet, weil die geistigen Vorstellungen des Mathematikers nicht jenen Hinderungen unterworfen sind, die von Natur aus der Materie eigen sind«²⁵³.

Nun ist Copernicus Münztraktat freilich weder eine mathematische, noch eine ingenieurswissenschaftliche Schrift und von den hier genannten zudem um einige Jahrzehnte entfernt. Aber seine Überlegungen sind doch zu lesen als grundlegende theoretische Durchdringung eines Sachverhalts mit mathematischen Anklängen (man denke etwa an die implizit entwickelte Formel von *valor + dignitas = estimatio*). Zugleich zeigt er dabei ein Bewusstsein für die erforderliche Berücksichtigung materialer Unzulänglichkeiten, deren Kompensation als notwendig erkannt wird. In Kürze verraten seine Überlegungen eine gewisse Sensibilität für jene Differenz von Theorie und Praxis, welche Lorinis Unterscheidung »zwischen einem rein spekulativen Mathematiker und einem praktischen Mechaniker«²⁵⁴ gleichkommt.

²⁵⁰ Vgl. CG 168, FN 8.

²⁵¹ Vgl. Matteo Valleriani, »The Epistemology of Practical Knowledge«, in: *The Structures of Practical Knowledge*, hg. von Matteo Valleriani, Berlin 2017, S. 1–21; hier v.a. S. 1–7; Pietro D. Omodeo und Jürgen Renn, »Das Prinzip Kontingenz in der Naturwissenschaft der Renaissance«, in: *Contingentia. Transformationen des Zufalls*, hg. von Hartmut Böhme u.a., Berlin u.a. 2015, S. 115–148, hier: S. 122–128; vgl. Wolfgang Lefèvre, *Naturtheorie und Produktionsweise*, Darmstadt 1978, S. 81–116.

²⁵² Galilei, Galileo, *Le Opere... Nuova ristampa dell'Edizione Nazionale*, Florenz 1968, Bd. X., Nr. 88, 97–100, 100; zitiert aus und übersetzt in: Omodeo und Renn, »Das Prinzip Kontingenz«, S. 123.

²⁵³ Buonaiuto Lorini, *Delle fortificationi*, Venezia 1597, S. 172, zitiert aus und übersetzt in Friedrich Klemm, *Technik. Eine Geschichte ihrer Probleme*, Freiburg/München 1954, S. 157f.; vgl. ebd., S. 409, FN 85.

²⁵⁴ Lorini, *fortificationi*, S. 172; zitiert/übersetzt in Klemm, *Technik*, S. 157.

Eben diese Berücksichtigung des basal-Materialen, nicht nur auf werttheoretischer, sondern eben buchstäblicher Ebene, rückt die münzpolitischen und -theoretischen Überlegungen des Copernicus in die Nähe jener für die Herausbildung der neuzeitlichen Naturwissenschaft bedeutenden Verbindung von Theorie und Praxis, welche die materialen Unzulänglichkeiten theoretischen Entwürfen gegenüber als gegeben anerkennt und einzuberechnen sucht.²⁵⁵

Bemerkenswert ist hierbei, dass Oresmius in seinem Traktat die Gefahren von Alter und Abnützung der Münzen zwar bereits benennt, dies bei Copernicus aber größere Beachtung findet und eben insbesondere im Rahmen seiner Reflexion der Münzzusammensetzung berücksichtigt wird. Denn während Oresmius bei der Münzherstellung eine Legierung wertvoller und geringerwertiger Materialien allein als sinnvoll (und zulässig!) ansieht, um den Wert von Münzen so klein zu halten, dass auch geringe Beträge mit ihnen bezahlbar werden – also allein werttheoretische bzw. wirtschaftspraktische Gründe anführt –, so denkt Copernicus auch hier an den Münzverschleiß und seine möglichst weitgehende Reduktion. Die Materialität der Münze tritt in der Münzschrift des Copernicus damit nicht nur als zentral auf, sondern ebenso problematisch wie produktiv, insofern sie in ihrer Unzulänglichkeit die Aufmerksamkeit auf Möglichkeiten der Kompensation derselben und letztlich der Kontrolle jener Verfallsdynamiken lenkt, welcher die Münzen in ihrer Materialität unterworfen sind.

Auch wenn damit weder eine teleologische Entwicklung noch ein wissens- oder kulturgeschichtlicher Umbruch suggeriert werden soll – gegen letzteres versichern die im Verlauf dieses Kapitels aufgezeigten, den Totentänzen vorangehenden Verhandlungen des Materiellen sowie der Verweis auf die Münzschrift des Oresmius –, so rücken mit der hier untersuchten Gegenüberstellung von Geld und Tod doch zugleich die Jahre um 1500 als eine Zeit in den Blick, in welcher die Dimension des Materiellen besondere Beachtung einfordert. Das beginnende 16. Jahrhundert erscheint so als ein Moment, in dem die Frage nach dem Status und der Dynamik des Materiellen in verschiedener Weise als ebenso problematisch wie produktiv ins Spiel gebracht wird – oder, wie man angesichts der materialen Eigendynamik versucht wäre zu sagen: sich selbst produktiv ins Spiel bringt.

²⁵⁵ Vgl. etwa Omodeo und Renn, »Das Prinzip Kontingenz«, S. 139ff.

